

d'Lëtzeburger **Land**

WELT

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#11 64. Jahrgang 17. März 2017



5 453000 174663



3,50€

Die nächsten 20 Jahre hoch das **Lëtzebuergesch!**

Zu Beginn des Wahlkampfs kapituliert
die Koalition vor dem Nationalismus
und will ihn gleichzeitig überlisten

A nuclear issue

Un juge de référé devra décider du
dégel de 1,6 milliards de dollars
revendiqués par l'Iran et les familles de
victimes des attentats de 9/11

Supplément **Éducation**

Der Druck, den Sprachenunterricht
in den Schulen grundlegend zu
modernisieren, übertriebene
Anforderungen zu lockern, hält an

Foto: Sven Becker

Zu Beginn des Wahlkampfs kapituliert die liberale Koalition eilig vor dem Nationalismus und will ihn gleichzeitig überlisten

Die nächsten 20 Jahre hoch

Romain Hilgert

Es gebe „einen breiten Wunsch in der Bevölkerung, hier im Land etwas für die Luxemburger Sprache zu tun, sie zu fördern, sie hochzuhalten“, meinte Erziehungsminister Claude Meisch (DP) am Mittwoch vor dem Parlament. Die CSV-Abgeordnete Martine Hansen pflichtete ihm bei, das sei „spätestens seit dem Referendum klar“. Das Luxemburgische sei „ein Teil unserer Identität, ein Teil unserer Kultur“, lobte Claude Meisch, und Kulturstatssekretär Guy Arendt (DP) knüpfte sogar an völkische Rassestheorien an, um festzustellen, dass „viele von uns Luxemburgern die Luxemburger Sprache in der DNA haben“. Trotz des stolzen Erbguts warb er für das vergangene Woche veröffentlichte Papier *Strategie fir d'Promotioun vun der Lëtzebuurger Sprooch*, mit dem die Regierung „ihr Engagement für die Sprache noch einmal verstärken“ will, wie es in der Einleitung heißt.

Großluxemburg Wenn er alle paar Jahrzehnte in einer ihm günstigen internationalen politischen Konjunktur aufwallt und überkocht, wird der kleine Luxemburger Nationalismus nach außen offensiv: „Großsletzeburg. Eso' wor et. Eso' muss et nés gin“, hieß es am 18. Oktober 1919 auf der Titelseite der *Nationalistesches Rewü D'Natio'n* über einer Landkarte des ehemaligen Herzogtums mit den 1659, 1815 und 1839 an die Nachbarländer abgetrennten Gebieten. Dieser Drang aus den engen Grenzen lebte wieder nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs auf, als die Eigenstaatlichkeit von fremden Soldaten gerettet worden war und Luxemburger Soldaten den deutschen Kammerwald bei Vianden besetzten.

In den Neunzigerjahren gab sich der nach außen offensive Nationalismus friedlicher, als CSV und LSAP das alte Herzogtum unter dem Namen „Großregion“ als Wirtschaftsraum und 2007 mittels des Kulturjahrs auch als Kulturraum wieder auferstehen lassen wollten. Gleichzeitig begann das Kulturministerium, den Luxemburger Kulturraum über die Großregion auszuweiten und belohnte die Nachfahren angeblicher und tatsächlicher Luxemburger Auswanderer vom rumänischen Siebenbürgen bis zum amerikanischen Wisconsin mit Zuschüssen, wenn sie sich ein wenig der hierzulande von allen Einwanderern verlangten Integration widersetzen.

Doch angesichts der nun einmal sehr beschränkten Ausdehnung des Staatsgebiets erscheint schon der Gedanke an einen Luxemburger Imperialismus grotesk, zumindest wenn er über den Versuch hinausgeht, als Trittbrettfahrer vom Imperialismus der Nachbarn und Verbündeten zu profitieren. In seiner Satire *The Mouse That Roared* über das winzige Herzogtum Grand Fenwick, das einen Kriegszug gegen die USA unternimmt, hat Leonard Wibberley vor über 60 Jahren alles Nötige zum Thema gesagt.

Fremdherrschaft Außerhalb solcher Aufwallungen ist der Luxemburger Nationalismus in der Regel nicht offensiv nach außen, sondern offen-



Aus der schönen neuen Welt der Globalisierung in Uewerälter

siv nach innen gekehrt, als schier ewiger Kampf gegen eine die Luxemburger Eigenstaatlichkeit und die Luxemburger Eigenart bedrohenden Fremdherrschaft. Die vaterländische Geschichtsschreibung lässt eine äußere Fremdherrschaft mit dem Tod des letzten Luxemburger Kaisers 1437 beginnen und mit der Restauration nach der Belgischen Revolution 1839 enden. Klerikal wie sie ist, erzählt sie diese Jahrhunderte als babylonische Gefangenschaft eines zweiten auserwählten und gottesfürchtigen kleinen Volks.

Nach dem Ende dessen, was für eine äußere Fremdherrschaft gehalten wird, ist die Idee einer inneren Fremdherrschaft zum zentralen Motiv des Luxemburger Nationalismus geworden. In seinem nationalistischen und antisemitischen Roman *Ketten* (1928-1929) über ein „Wawerburg“ genanntes Luxemburg ereifert sich der Gymnasiallehrer und spätere DP-Abgeordnete Lucien Koenig: „Handel an Industrie vum Wawerburger Land, alles hun de' Friem am Sak. Gitt durch d'Gassen vun onse Stied, liesst d'Nimm op den Heiser, iwwerall setzen se. Frot um Land no, wie de' bëscht a sche'nst Bauernhief gehërn, an d'Äntfert ass emmer de'selwecht: Friemen. Wie kommedeert an de grösse Wirker? De' Friem. [...] D'Hémechsspröch ass am Verkeër vun de Léerer mat hire Scho'lbo'wen durch e Minister ennersot gin; kann e mé' platt vru friemem Wiesen um Bauch leien? An d'Kirch därf söch net eran.

D'Papuaneger dürfen an hirer Spröch bieden, nemmen d'Wawerburger net“ (Bd. II, S. 124-126). Ähnlich hieß es bei der Luxemburger Nationalbewegung, die bei den Kammerwahlen 1989 drei Prozent der Stimmen erhielt.

Seither wird der nationalistische Kampf gegen die Fremdherrschaft ökologisch und kulturell geführt. Der malthusianistische Kampf gegen den 700 000-Einwohnerstaat, nunmehr gegen den 1,2-Millionen-Einwohnerstaat, Hans Grimms Wahn vom *Volk ohne Raum*, ist ein bis in christlich-soziale und grüne Kreise hinein geführter Kampf gegen Fremde, die als Grenzpendler und Einwanderer die Luxemburger Natur verschmutzen, weil anscheinend ihretwegen neue Straßen und Siedlungen gebaut werden müssen.

Auch der derzeit vom Premierminister bis zum Facebook-Nazi ausgetragene Kampf für die Luxemburger Sprache ist ein Kampf gegen die Fremdherrschaft, gegen die angebliche Fremdherrschaft in Luxemburger Bäckereien, wo französisch geredet werden muss, und in Luxemburger Schulen, wo Luxemburger Lehrer und Luxemburger Schüler anscheinend unschuldige Opfer fremder Kinder werden. Das konnte jeder hören, der vor zwei Jahren an einer der Wahlversammlungen zum Referendum über die Verfassungsrevision teilnahm: Nach fünf Minuten gingen die Diskussionen nur noch um das Aus-

länderwahlrecht und eine Minute später um die Verteidigung der Luxemburger Sprache.

Denn die Sprache wird als Unterscheidungsmerkmal und als einziges Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen Völkern angesehen, indem sie die Bewohner des 1815 erfundenen Großherzogtums überhaupt zu einem Volk zu machen scheint. Je reicher das Land wurde, desto mehr Unterscheidungskraft wurde dem Luxemburgischen beigemessen, desto weniger wollten die Luxemburger mit dem nationalen Minderwertigkeitskomplex leben, dass ihre Armee keine richtige Armee und ihre Sprache keine richtige Sprache sei. Deshalb machten im Lauf von bald zwei Jahrhunderten willfährige Lehrer, Pfarrer, Studienräte und Germanisten aus dem Luxemburger Deutsch zuerst einen moselfränkischen Dialekt, dann eine Ausbausprache und nun die jüngste germanische Sprache. Derzeit wird über die Erhebung in den Stand einer offiziellen EU-Sprache verhandelt, und halten drei bis vier Prozent Bruttosozialwachstum noch einige Jahre an, dürften einmal Kultursprache und danach Weltsprache folgen.

Schock Für die Regierung kam das Ergebnis des Referendums von 2015 wie ein Schock, als drei Viertel der Wahlberechtigten das legislative Ausländerwahlrecht ablehnten. Zwei Jahre später brach eine auf der Internetseite des Parlaments deponierte Petition mit 14 702 Unterschriften alle

Der nun wieder erstarkende Ruf nach dem Luxemburgischen ist eine lokale Variante des antiliberalen Protestes gegen die Globalisierung genannte Öffnung der Märkte für Waren, Kapital und vor allem Arbeitskräfte

bisherigen Rekorde mit der Forderung, Luxemburgisch zur Amtssprache zu erklären. Es gibt aber keinen nachvollziehbaren Grund, weshalb das Luxemburgische ausgerechnet heute, mehr als vor fünf, zehn und 20 Jahren, wieder gerettet oder gefördert werden muss. Das zeigt, dass es bei der Sprachdebatte gar nicht um die Sprache geht, alle linguistischen und pädagogischen Betrachtungen müßig sind. Der nun wieder erstarkende Ruf nach dem Luxemburgischen ist vielmehr die lokale Variante des anderswo von Front national, AfD, FPÖ, Geert Wilders, Brexit und Donald Trump ausgedrückten antiliberalen Protestes gegen die Globalisierung genannte Öffnung der Märkte für Waren, Kapital und vor allem Arbeitskräfte. Damit ist er auch ein konservativer Protest gegen eine Regierung, die verspricht, Asteroiden umzupflügen, während sich ein Teil der Wähler an die Heimatscholle klammert und sich so dem liberalen Projekt von DP, LSAP und Grünen, dem *Nation branding* und der Rifkin-Studie zusehends entfremdet.

Der inzwischen bei der ADR aufgetauchte Petitionär Lucien Welter erschien bei seiner Anhörung im Parlament vor zwei Monaten als der „einfache Bürger“ aus Münsbach, der im Namen der gesellschaftlich Sprachlosen verlangte, dass sie sich wenigstens auf Luxemburgisch zu Wort melden dürften. Der befürchtet, dass die Volkssprache ausstirbt und damit meint, dass das einfache Volk von Arbeitern, Büroangestellten und kleinen Rentnern ausstirbt inmitten der Banker, Steuerberater, Europabeamten und Geschäftsanwälte. Zu einer Zeit, da viele von ihnen befürchten, dass ihre Kinder länger zur Schule gehen müssen und es doch einmal nicht besser haben werden als ihre Eltern, ist das Luxemburgische das einzige Bildungsprivileg, das sie auf dem Arbeitsmarkt gegen Grenzpendler und Einwanderer geltend zu machen hoffen (*d'Land*, 20.1.2017).

Für die liberale Regierung ist erschreckend, dass der Sprachenprotest nicht nur von Leuten ausgeht, deren soziale Aufstiegschancen im globalen Konkurrenzkampf verbaut sind. Bei den Wahlversammlungen zum Referendum vor zwei Jahren meldeten sich ihre eigenen Wähler zu Wort, Mittelschichtler die etwas wie den „exkludierende[n] Protest der Privilegierten“ artikulierten, von dem der Wirtschaftswissenschaftler Oliver Nachtwey (*Die Abstiegs-gesellschaft*) über die deutsche Pegida schreibt. Denn „[f]ür viele Bürger ist die soziale Welt immer weniger durchschaubar, ja, mehr noch: hochgradig angstbesetzt. Und gerade Angst um den eigenen Status, das hat Franz Neumann schon vor sechzig Jahren herausgestellt, kann ein Treiber von negativen Affekten, regressiven Geschichtsbildern und Verschwörungstheorien sein. Pegida ist insofern Ausdruck einer von Abstiegsängsten geplagten und radikalisierten Mitte – und des regressiven Aufbegehrens gegen eine marktkonforme Demokratie“ (S. 218). „Pegida ist zudem eine identitäre soziale Bewegung: Man sorgt sich um die kulturelle Integration und um Werte in einer aus den Fugen geratenen Welt. In Wahrheit geht es dabei aber nicht um die Anerkennung



Aus der schönen neuen Welt der Globalisierung in Arlon und Uewerälter



das Lëtzebuergesch!

ethnischer Differenzen, sondern um den Erhalt von Etabliertenvorrechten.“

Hin und zurück „Noch nie machte eine Regierung so viel für unsere Sprache wie diese“, freute sich DP-Abgeordneter Claude Lamberty am Mittwoch mit Blick auf den beginnenden Kommunal- und bald Legislativwahlkampf. Doch die Regierung ist stets hin- und hergerissen, wie weit sie gehen soll, um den Nationalisten das Wasser abzugraben: Immer wieder verspricht sie ihnen Zugeständnisse, und macht dann Kehrtwenden aus Angst, mit einem kulturellen Brexit die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Produktionsstandorts zu ruinieren. So kapituliert sie auch nun mit ihrem Sprachenplan vor dem grassierenden Nationalismus und versucht gleichzeitig, ihn zu überlisten, indem sie möglichst symbolische Maßnahmen ohne praktische Konsequenzen ankündigt. Womit zur Erleichterung rechter Nationalisten in- und außerhalb von CSV und ADR immer auch Spielraum bleibt, um mehr zu fordern.

Noch drastischer als beim Gerangel um die Sprachklausel im gerade wieder einmal reformierten Gesetz über die Staatsbürgerschaft zeigt sich dieses Hin und Her bei der Verfassungsrevision. Geht derzeit keine Rede von der Luxem-

Es gibt keinen Grund, weshalb das Luxemburgische heute, mehr als vor fünf, zehn oder 20 Jahren, wieder gerettet und gefördert werden muss. Das zeigt, dass es bei der Sprachdebatte gar nicht um die Sprache geht

burger Sprache in der Verfassung, die in Artikel 29 den amtlichen Sprachgebrauch einem Gesetz überantwortet, hieß es in Artikel 41 des Revisionsentwurfs von 2009 bloß, dass der Staat das Luxemburgische fördern solle. Doch der Staatsrat schlug dann vor, das Luxemburgische nach vorne in Artikel vier über die Staatssymbole zu rücken und dort „Le luxembourgeois est la langue



Aus der schönen neuen Welt der Globalisierung in Uewerälter

nationale“ zu erklären. Der parlamentarische Ausschuss für die Institutionen und Verfassungsrevision blies aber wieder zum Rückzug, so dass es im neusten Revisionsentwurf heißt: „La langue du Luxembourg est le luxembourgeois.“

Ähnlich umstritten ist die Forderung, das Lëtzebuergesch als 25. offizielle Sprache – nicht als Arbeitssprache – der Europäischen Union anerkennen zu lassen. Noch während der Anhörung im Januar hatte Premierminister Xavier Bettel

(DP) bestätigt, was schon Unterrichtsminister Claude Meisch im Dezember angekündigt hatte: zu prüfen, ob das Luxemburgische nicht zu einer offiziellen Sprache der EU erklärt werden soll. Im Strategiepapier heißt es aber nur noch, dass ein „arrangement administratif“ gesucht werde, damit man auf Luxemburgisch mit EU-Behörden korrespondieren könne. In der französischen Fassung des Strategiepapiers lautet die entsprechende Überschrift dagegen noch: „Reconnaissance de la langue luxembourgeoise comme langue officielle de l'Union européenne“...

Um vor dem Nationalismus zu kapitulieren und ihn gleichzeitig zu überlisten, sind die 40 Punkte des 20-Jahresplans vor allem aufgewärmte Maßnahmen. Bis zum Sommer soll eine Gesetzesentwurf vorliegen, um einen Kommissar für die Luxemburger Sprache und ein Zentrum für das Luxemburgische zu schaffen, so als gäbe es nicht bereits durch Ministererlass von 1935 eine *Section linguistique, de folklore et de toponymie* des Großherzoglichen Instituts und durch großherzoglichen Erlass von 1999 einen *Conseil permanent de la langue luxembourgeoise*. Doch wenn als Punkt neun die Normierung von Orthographie und Grammatik angekündigt wird, darf man sich wenigstens auf eine Reform der Reform der offiziellen Schreibweise freuen.

Cherche maison avec piscine...

Tous vos projets méritent d'être réalisés.

Simulez votre capacité d'emprunt ou faites votre demande de crédit immobilier via notre application mobile ou sur ing.lu/immo

Leitartikel

Terror und Bündnisfall

Romain Hilgert

Zehn Jahre nach der Armeereform von 2007 sollen die strategische Ausrichtung und der politische Auftrag der Luxemburger Armee geändert werden. Doch auch die diese Woche organisierte Parlamentsdebatte zum Thema brachte nicht die seit mehreren Jahren erhoffte Klarheit. Die Erfahrung lehrt aber, dass Unklarheit bei der strategischen Ausrichtung schon in Friedenszeiten zu Unannehmlichkeiten führen kann, etwa zu teuren Fehlinvestitionen in der Beschaffungspolitik.

Wobei die Beschaffungspolitik sowieso schon absurde Blüten treibt, weil die Nato, das heißt die USA, eine drastische Erhöhung der Militärausgaben verlangt, ohne dass immer ein vernünftiger Verwendungszweck für diese Mittel gefunden würde. Ein Beispiel ist die jahrelange Debatte um gepanzerte Aufklärungsfahrzeuge für Auslandseinsätze und vor allem der Kauf des sündhaft teuren Militärtransporters A400M. Trotzdem kündigte Staatssekretärin Francine Closener (LSAP) nun an, dass die Luxemburger Luftflotte um Helikopter und Drohnen erweitert werden soll. In der Diskussion ist auch, die derzeit von einer Privatfirma durchgeführten Aufklärungsflüge vor der afrikanischen Küste einmal mit eigenen Flugzeugen der großherzoglichen Luftstreitkräfte durchzuführen.

Um angesichts internationaler Kampagnen gegen die *Ruling*-Industrie am Finanzplatz nicht bloß als Parasiten dazustehen, hatte die Regierung beim Nato-Gipfel im walisischen Newport versprochen – Sparpaket hin oder her –, die Militärausgaben drastisch zu erhöhen. Weshalb Armeeminister Etienne Schneider (LSAP), der auch gleichzeitig Wirtschaftsminister ist, inzwischen begonnen hat, im Interesse der Außenhandelsbilanz wieder eine Rüstungsindustrie aufzubauen, deren stolzestes Produkt der SES-Satellit Govsat werden soll.

Der Rechnungshof hatte aber vor einem halben Jahr gefordert, dass all diese Ausgaben erst nach der Verabschiedung eines Weißbuchs über die strategische Ausrichtung der Armee erfolgen sollen. Der Armeeminister hielt das Weißbuch aber bis heute zurück, was er mit den geopolitischen Umwälzungen erklärte, aber in Wirklichkeit wollte er erst einmal seine Säuberung in der Armeeführung durchführen. Zu der versprochenen Darlegung der neuen strategischen Ausrichtung war er diese Woche gar nicht im Parlament erschienen, sondern hatte seine Staatssekretärin vorgeschickt, und die erklärte, dass statt eines Weißbuchs die Regierung nächsten Monat militärpolitische Richtlinien beschließen will.

Nach dem Ende des Kalten Kriegs waren die versprochenen Friedensdividenen bekanntlich ausgeblieben, und die Armee sollte zuerst eine neue Daseinsberechtigung mit humanitären Aufgaben finden, danach konzentrierte sie sich auf die Teilnahme an Militäreinsätzen in Kriegsgebieten außerhalb des Nato-Vertragsgebiets. Doch die am Mittwoch grob zitierten neuen Richtlinien deuten darauf hin, dass die Armee sich wieder vermehrt ihrer ursprünglichen Bestimmung, der Kriegsführung, und vielleicht einmal sogar der Landesverteidigung besinnen wird.

Zu den Prioritäten der Richtlinien gehört nämlich der Kampf gegen den Terrorismus, sei es zwischen Afghanistan und Mali, sei es aber auch zu Hause. Die neuen Krisenpläne für den Fall von Terroranschlägen gestehen der Armee noch eine Nebenrolle zu, doch nach der Revision von Verfassungsartikel 32.4 ist nicht abzusehen, wie weit der Armeeaufmarsch im Inland gehen soll. Eine zweite neue strategische Ausrichtung ist die Teilnahme an Militäroperationen im Bündnisfall von Artikel fünf des Nato-Pakts, kurz „Krieg“ genannt. Francine Closener beteuerte am Mittwoch, dass der Aufmarsch Luxemburger Soldaten unter deutschen Offizieren in Litauen alles andere als ein bloßes Manöver sei.

Der parlamentarische Geheimdienstkontrollausschuss veröffentlichte diese Woche seinen gewohnt einsilbigen Rechenschaftsbericht für das Jahr 2016. Im vergangenen Jahr war die Reform in Kraft getreten, die nach dem Geheimdienstskandal und der Regierungskrise 2013 angekündigt worden war. Laut interessierten Gerüchten gibt es im Service de renseignement Kritik an der Reform und dem angeblich legalistischen Vorgehen der neuen Direktorin, der ehemaligen Richterin Doris Woltz. Der Bericht schätzt die Bedrohung durch Cyber-Krieg und durch die Radikalisierung von Gotteskriegeren als „hoch“ ein. rh.

Patrick Galbats



blog

Personalien

Personalien

Personalien

Politik

Soziales

Gesellschaft

Félix Braz,

Justizminister, unterstützt das Bestreben der Justiz, ihre Unabhängigkeit klarer zu definieren. Dafür soll ein neuer *Conseil suprême de la justice* geschaffen werden, der über die Berufung, Beförderung sowie deontologische und disziplinarische Fragen entscheidet. Braz betonte, es sei schon lange Praxis, dass Richter auf Vorschlag der Justiz ernannt werden und sich der Minister aus Angelegenheiten der Justiz heraushält, allerdings stehe das nicht präzise im Gesetz. Dies führt regelmäßig zu Kritik der Europäischen Kommission in Brüssel, die die Unabhängigkeit bezweifelt. In dem Conseil sollen vier Richter sitzen, sowie zwei Vertreter der Zivilgesellschaft und ein Vertreter der Anwaltschaft, die vom Parlament ernannt werden. Braz betonte zudem, dass die Regierung nicht den Weg eines Obersten Verfassungsgerichtshofes gehen wolle. Der Aufwand „lasse sich schwer rechtfertigen“, so Braz. Die bestehende Cour constitutionnelle soll dafür, bei größeren Affären, mit neun Richtern statt der üblichen fünf entscheiden können. Inwiefern es die Möglichkeit geben wird, dass auch Bürger eine Verfassungsbeschwerde einreichen können, sei nicht Gegenstand der Reform, so Braz. Die Frage sei deshalb aber „nicht vom Tisch“. ik

Serge Wilmes,



Abgeordeter, übernimmt die undankbare Aufgabe des Bürgermeisterkandidaten der CSV in der Hauptstadt, auch wenn er noch nie dem Gemeinderat angehörte. Der ehrgeizige Nachwuchspolitiker hatte nach der Abwahl Jean-Claude Junckers vor allem als Kritiker der Parteiführung von sich reden gemacht. Die CSV stellte noch die den Bürgermeister in Luxemburg, und die Aussichten, dass sie es nach dem 8. Oktober tun wird, sind gering. Oberstes Wahlziel dürfte folglich sein, nach zwei Mandatsperioden die Grünen wieder an der Seite der DP abzulösen. Weitere Kandidaten sind die Gemeinderäte Laurent Mosar, Martine Mergen, Isabel Wiseler, Maurice Bauer und Claudine Konsbrück, Verbraucherschutzpräsident Nico Hoffmann und der ehemalige Erste Regierungsrat im Nachhaltigkeitsministerium, Romain Diederich. rh.

Claudia Monti,

liberale Rechtsanwältin, soll am nächsten Dienstag vom Parlament zur neuen Ombudsfrau und Nachfolgerin von Lydie Err (DP) gewählt werden. Einer ihrer fünf Gegenkandidaten, Daniel Miltgen, hat sich bereits aus dem Rennen zurückgezogen. rh.

Jean Asselborn,

Außenminister (LSAP), gibt am nächsten Dienstag seine außenpolitische Erklärung vor dem Parlament ab. Zu den wichtigsten Themen dürften die Krise der Europäischen Union und der neue Isolationismus der USA gehören. rh.

Véronique Bruck,

Juristin, ist aus der Demokratesch Partei ausgetreten. In einem Schreiben an die Parteileitung begründet Bruck ihren Schritt mit der „négligence du DP s'agissant de la protection des droits fondamentaux“. Diese Haltung verstoße nicht nur gegen die Parteistatuten, sondern trage dazu bei, die Gesellschaft zu spalten, bereits Benachteiligte weiter an den Rand zu drücken und den Rechtsstaat zu unterlaufen. Als Beispiele nennt Bruck die Gesetzesinitiativen zum Burkaverbot, zur Anti-Terrorgesetzgebung und zum Notstandsartikel. Bruck hat, so schreibt sie, sich stets für einen „liberalisme de gauche“ eingesetzt, sie sei aber gescheitert. Die Nachfrage, ob sie eine neue politische Heimat suche, verneinte Bruck. Ihre Rücktrittsmeldung auf Facebook hatte Bruck mit dem Hashtag „Freedom“ versehen. ik

Duchgewunken

Der Staatsrat verabschiedete am Dienstag ein weiteres, 67 Seiten starkes Zusatzgutachten zur geplanten Verfassungsrevision. Darin heißt er die Mitte 2015 und Ende 2016 eingereichten Änderungsanträge zum Revisionsentwurf weitgehend gut, was wenig überraschend kam, als es sich größtenteils um seine eigenen Änderungsvorschläge handelt. Die nachgereichten Anträge zu neuen Verfassungsrechten, vom Kinderschutz über den Tierschutz bis zur Forschungsfreiheit, möchte er in der Regel abschwächen. Außer parteipolitischem Kalkül steht einer Verabschiedung der Revision in erster Lesung nun nicht mehr viel im Weg. rh.

So gut wie Malta

Mit fünf Prozent war der Anteil erneuerbarer Energien (EEN) am Endverbrauch in Luxemburg 2015 so hoch wie in Malta und so niedrig wie in keinem EU-Staat sonst. Der EU-Durchschnitt betrug laut Statistikamt Eurostat 16,7 Prozent, Spitzenreiter ist Schweden mit 49 Prozent. Da 2004 der EEN-Anteil hierzulande nur 0,9 Prozent ausmachte, hatte er sich bis 2015 mehr als verfünffacht. Andererseits lag der Endverbrauch 2004 neun Prozent höher als 2015, nicht zuletzt wegen der damals aktiveren Elektro Stahlproduktion. Bis 2020 muss Luxemburg mindestens elf Prozent des Endverbrauchs aus erneuerbaren Quellen decken; das schreibt die „Lastenteilung“ im EU-Klima- und Energiepaket von 2009 vor. Die Regierung geht davon aus, das Ziel zu erreichen und womöglich zu überbieten: Mehrere neue Windstromanlagen etwa wurden erst 2015 und 2016 genehmigt. pf

Zweiter Pfeiler

Ohne viel Aufheben darum zu machen, reichte LSAP-Sozialminister Romain Schneider am 7. März im Parlament einen Gesetzentwurf ein, der das Betriebsrentenregime abändern soll. Vor allem würde der „zweite Pfeiler“ der Alterssicherung damit auch für Freiberufler und unabhängige Unternehmenschefs geöffnet: Ihnen könnten in Zukunft akkreditierte „Promoteure“ Rentenversicherungen anbieten. Da im Unterschied zu Betriebsrenten für lohnabhängig Beschäftigte, Freiberufler und Unabhängige alle Versicherungsbeiträge aus eigener Tasche zahlen müssen, sollen sie diese Ausgabe bis zum Äquivalent eines Fünftels eines Jahreseinkommens von der Einkommenssteuer absetzen können, sofern die Summe nicht zwölf Mal den fünffachen Mindestlohn überschreitet. pf

Kreativindustrie

Das Regierungskabinett verabschiedete am Mittwoch den jährlichen Referenzbetrag zur Berechnung der staatlichen Presseförderung. Er geht von fünf durchschnittlichen Journalistengehältern in Höhe von 82 220 Euro aus. Allerdings dürfte nur eine verschwindende Minderheit der Hunderte von anerkannten Berufsjournalisten auf ein Bruttogehalt von 6 852 Euro monatlich kommen. Die große Mehrheit insbesondere des Journalistennachwuchses dürfte inzwischen zu jenem Prekariat gehören, das die Regierung gerade mit dem Namen „Kreativindustrie“ adelte. rh.

Leistungsforscher

Das Syndikat Erziehung und Wissenschaft (SEW) beim OGBL verdächtigte am Donnerstag das Hochschul- und Forschungsministerium, Druck auf die Universität und das Luxembourg Institute of socio-economic research (Liser) auszuüben, um die Einführung von Leistungskriterien bei der Bezahlung von Forschern zu beschleunigen. Uni-Rektorat und Liser-Direktion selber hätten das mitgeteilt, erklärte Frédéric Krier vom SEW dem *Land*. Treffe das zu, sei es eine Einmischung in die Tarifautonomie. Denn verhandelt wird über Leistungskriterien tatsächlich. Aber Liser-Direktorin wie Uni-Rektorat bestritten auf Nachfrage, einem Druck seitens des Ministeriums ausgesetzt zu sein, und der Sprecher des Ministeriums erklärte, „wir üben keinen Druck aus“. So dass entweder alles gut ist oder die Wahrheit nur ans Licht kommen wird, wenn ein Insider sich äußert. pf

Nur Neuwagen

Der mit der Steuerreform eingeführte Abschlag von 5 000 Euro beim Kauf eines Elektroautos gilt nur für Neuwagen und nicht etwa für Second-hand-Fahrzeuge, wie das Nachhaltigkeitsministerium auf Anfrage erklärte. Auch ein im Ausland gekauftes E-Auto, das nach Luxemburg eingeführt und hier erstmalig angemeldet wird, muss „fabrikneu“ sein, damit der Besitzer den Abschlag geltend machen kann. Außerdem wird dann eine von einem anderen Staat eventuell gewährte Prämie vom Abschlag abgezogen. pf

Zwischen Regierungsbeteiligung und Wahlkampf suchen Déi Gréng ihre Position

Wir sind die Guten

Peter Feist

Der große Saal im Limpertsberger *Tramsschapp* ist für grüne Parteitage eigentlich kein guter Austragungsort. Seine matt metallic-grau verkleideten Wände, der dunkelgrau gesprenkelte Fußboden, die großen Deckenlampen an Stahlgerüsten lassen ihn eher wie einen Techno-Tempel aussehen. Das nur durch Oberlichtfenster eindringende Tageslicht ist so schwach, dass selbst bei Sonnenschein draußen auf elektrische Zusatzbeleuchtung im Saal nicht verzichtet werden kann, und scheint die Sonne zu stark, werden die Fenster in der Saaldecke automatisch durch graue Jalousien abgeblendet.

Drei Topfpflanzen auf dem Vorstandstisch sind das einzige Grün, als Déi Gréng am Samstag ihren Jahresparteitag abhalten. Ein paar Poster mit Füchsen an den Wänden erinnern an den Kampf von Staatssekretär Camille Gira mit dem Jägerverband um das Fuchsjagdverbot vor zwei Jahren. Der improvisierte Rahmen in dem kargen Saal passt jedoch zum Anliegen der Veranstaltung: Zwischen Regierungsbeteiligung und drei Wahljahren suchen die Grünen ihre Position. Der Kongress soll nicht nur die Parteispitze wiederwählen, denn Gegenkandidaturen gibt es nicht, die Einsetzung einer Wahlkommission für die Listen der Kammer- und der Europawahlen beschließen und den Kassenbericht hören. Vor allem soll über eine Resolution *Lëtzebuerg weider denken* abgestimmt werden und über eine zweite zum Welthandel. Doch lange Diskussionen soll es nicht geben. Wortmeldungen seien „laut Programm nicht explizit vorgesehen“, erklärt Partei-Koprapäsident Christian Kmiotek gleich zu Beginn. Wer dennoch ums Wort bitten wolle, für den lägen aber „Zettel“ am Vorstandstisch aus.

Die Lage der Grünen ist delikat, aber spannend. Wenn in sieben Monaten in den Gemeinden gewählt wird, ist das Ziel selbstverständlich, die Zahl der kommunalen Mandate weiter zu erhöhen. 1999 hatten die Grünen sich noch über landesweit 22 Mandate gefreut, 2005 errangen sie schon 41 und 74 bei den letzten Wahlen 2011. In den drei größten Städten des Landes, Luxemburg-Stadt, Esch/Alzette und Differdingen, gehören Déi Gréng den Schöffenräten an, in Differdingen stellen sie den Bürgermeister.

Seit 2013 aber sind Déi Gréng auch Regierungspartei. Und den jüngsten Umfragen nach können Déi Gréng sich am ehesten Hoffnungen machen, das auch nach den Kammerwahlen 2018 zu bleiben. Weil die Bürger den eher technokratischen als politischen Fleiß der grünen Regierungsmitglieder in Bereichen, die als typisch grün gelten, offenbar würdigen, geben sich die Parteitagsredner große Mühe, die Verdienste der drei Grünen im Nachhaltigkeits- und Infrastrukturministerium, Carole Dieschbourg, François Bausch und Camille Gira, in ein Kontinuum zu stellen, das grün mitregierte Gemeinden ebenso umfasst wie das grün mitregierte Land: In der Hauptstadt „riecht man regelrecht die neue Mobilitätskultur“, schwärmt François Benoy, neben Sam Tanson Spitzenkandidat der *Stater* Grünen für die Gemeindewahlen. Die Straßenbahn, glaubt er, sei „nicht nur ein Zug durch die Stadt“, sondern werde „die Stadt von Grund auf verändern“. Gestalt nehme sie aber nur dank der Zusammenarbeit mit dem Nachhaltigkeitsministerium an.

Wie strategisch wichtig die typisch grünen Bereiche sind, zeigt sich auch daran, dass Justizminister Félix Braz, als er die Regierungsbeteiligung bilanziert, deutlich mehr von Naturschutz, RGTR-Busreform, Landesplanung, Windenergie und Fuchsjagdverbot spricht als von seiner eigenen Arbeit, vom Nationalitätengesetz oder dem Gesetz zur Terrorismusbekämpfung etwa. Und während Sam Tanson 2013 beim Sonderparteitag über den Koalitionsvertrag François Bausch keck zum alten Eisen erklärt hatte, wird der Transport-, Landesplanungs- und Bautenminister im *Tramsschapp* geradezu als Rockstar gefeiert, als Macher, der jedoch mit den Leuten rede. „Die Bagger rollen, aber nicht über die Leute. Das unterscheidet François Bausch von anderen Ministern“, weiß Félix Braz.

Allerdings sind die Grünen nicht so vermessen zu glauben, dass ihre Wahlkampf Vorbereitung sich nur an Verkehrsberuhigung, grünem Strom und Artenschutz festmachen ließe. Migranten seien nicht immer Kriegsflüchtlinge, sagt Parteipräsidentin Fran-

Einstimmig hieß der Parteitag die Freihandels-Resolution gut, bei nur zwei Enthaltungen die über *Lëtzebuerg weider denken*

çoise Folmer. „Manche suchen einfach nur Arbeit in Europa. Wir wollen, dass sie willkommen sind.“

Das ist eine der starken Aussagen, mit denen die Grünen sich als die besseren Liberalen empfehlen. Wenn es immer wieder heißt, „grüne Anliegen“ hätten es „schwer, weil sie keine einfachen Antworten auf komplexe Fragen liefern“, klingt das zwar auch wie das Eingeständnis der nur kleinen Rolle in der Regierungskoalition, in die die Grünen gelangt waren, obwohl sie bei den Wahlen 2013 ein Abgeordnetenmandat verloren hatten. Meist aber versteht man es als Insistieren, dass die Partei über eine Ideologie verfüge und kein Spaßverein sei. Es sei „Zeit aufzustehen“, meint Félix Braz. In Europa drohe die Gleichberechtigung „zurückgeschraubt“, die Demokratie „missbraucht“ zu werden. Und der Europaabgeordnete Claude Turmes fordert den Parteitag auf: „Get up, stand up gegen TTIP und Ceta.“

Mit der Ideologie und der großen Politik ist das allerdings so eine Sache. Claude Turmes möchte ein Plädoyer für Europa halten: „Wir haben eine grenzüberschreitende Demokratie geschaffen.“ Er findet jedoch, „wir haben zwar den Euro, aber nicht genug demokratische Kontrolle“. Das könnte heißen, die wichtigste Politikinstanz der EU sei die Zentralbank, die niemand wählt, die aber besonders wirksam dafür sorgt, dass den Euroländern die Stimmungslage der Finanzmärkte mitgeteilt

wird, welche dann die nationalen Haushaltspolitiken beeinflusst. Solche Gedanken sind potenziell folgenschwer. Sie können zur Frage führen, wovor die Demokratie in Europa gerettet werden müsste – vor EU-Institutionen oder dem Kapitalismus –, was das zu tun hat mit der Krise der liberalen Ordnung, den Aufstiegen Rechtsextremer und was daraus für die EU folgen sollte. Thema des grünen Parteitags ist all das nicht. Aber sicher in ihrer Haltung zur Zukunft der EU sind Déi Gréng sich keineswegs. Während Félix Braz der „verstärkten Zusammenarbeit“ zwischen verschiedenen Mitgliedstaaten einiges abgewinnen kann – „Man sollte nicht zögern, davon Gebrauch zu machen, aber nicht als einfache Lösung, sondern nur, wenn es uns voranbringt.“ – versteht Claude Turmes Braz so, als trete er für „Option fünf“ im Weißbuch von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker ein, die in Richtung Vereinigter Staaten ginge. „Für uns muss drei plus die richtige sein“, findet Turmes, aber Option drei im Weißbuch ist die verstärkte Zusammenarbeit, und ob „drei plus“ vielleicht ein „Kerneuropa“ bedeute, erklärt Turmes nicht.

Die Lage ist ernst, doch der grüne Parteitag beschränkt sich auf Statements. Auch über die Resolution zum Freihandel wird nicht diskutiert. Dabei stehen darin Sätze wie: „Unter fairem Handel verstehen Déi Gréng das Ergebnis sinnvoller weltweiter Arbeitsteilung und von Spezialisierungsprozessen,

Den Welthandel können Déi Gréng sich wie den Binnenmarkt der Ostblockstaaten vorstellen, für die anstehenden Wahlkämpfe empfehlen sie sich als die besseren Liberalen

die zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen hierzulande und weltweit führen.“ Wird die grüne Fraktion mit einem solchen Satz als Leitlinie den Ceta-Zusatzprotokollen zustimmen können, wenn die Abgeordnetenversammlung darüber entscheidet? Das will im *Tramsschapp* niemand wissen. Ob weltweite Arbeitsteilung und Spezialisierung überhaupt zum Freihandel passen und nicht vielmehr zum

Comecon-Binnenmarkt der Ostblockstaaten sei- nerzeit, interessiert ebenfalls niemanden. Der Parteitag nimmt die Resolution einstimmig an.

Déi Gréng sind aber nicht etwa unterwegs zu einer neuen Ideologie. Das zeigt sich an der bei nur zwei Enthaltungen angenommenen Resolution *Lëtzebuerg weider denken*. Der die postmaterialistische Haltung in geschützten Sektoren angestellter Intellektueller atmende Text sorgt sich einerseits über zu viel Wachstum, will andererseits „das hohe Niveau an Lebensqualität“ bewahren. Die Regierung wird gelobt, die Weichen hin zu einer nachhaltigeren Entwicklung gestellt zu haben; unter anderem mit der Rifkin-Studie, deren Ausarbeitung „partizipativ“ genannt wird, obwohl die Gewerkschaften davon ausgeschlossen waren. Und während Déi Gréng in der Freihandels-Resolution verstanden werden konnten, als wollten sie den Kapitalismus abschaffen, scheinen sie ihn in *Lëtzebuerg weider denken* bald bändigen und in den Dienst einer „gesteigerten Lebensqualität“ stellen, bald entfesseln zu wollen: Unter „Lebensqualität“ wird auch der „Kampf gegen die Armut“ verstanden, „dank einer Politik, die es benachteiligten Menschen erlaubt, ihre Kompetenzen und Kapazitäten zu entwickeln“. Als einziges Beispiel für diese Politik wird jedoch das zum *Revenu d'inclusion* zu reformierende RMG angeführt, das die Armen aktivieren und ihnen klarmachen soll, an ihrer Lage selber Schuld zu sein.

Die einzige längere Diskussion um *Lëtzebuerg weider denken* entspinnt sich auch nicht um Wachstum, *Sharing Economy* oder die Armen, sondern um das „Vermummungsverbot“. Justizminister Braz hat sich schon vorher hinter die Koalition zurückgezogen und erklärt, „dazu sage ich erst etwas, wenn die Regierung ihre Schlussfolgerungen gezogen hat, und die vertrete ich dann mit“.

Die Jonk Gréng und zwei einzelne Parteimitglieder möchten dagegen in der Resolution ausdrücklich festgehalten wissen, dass in einem weitergedachten Luxemburg ein Verbot der Vollverschleierung keinen Platz habe: Andernfalls bausche man ein „quasi nicht existierendes Problem“ unnötig auf und legitimiere „rechte Populisten“. Dass die Jonk Demokraten das ähnlich sehen, setzt Déi Gréng unter Zugzwang. Aber nachdem die Feministin Viviane Kremer sich verbeten hat, „in die rechts-extreme Ecke gestellt zu werden“, weil für sie die Vollverschleierung eher ein Zwang ist, der Frauen auferlegt wird, braucht der Parteitag nur ein paar Minuten, um sich auf eine vorbereitete, sehr gewundene Kompromissformulierung zu einigen: Déi Gréng träten für individuelle Freiheiten wie auch für Religionsfreiheit ein, und die Rechte von Frauen gehörten generell gestärkt.

Lëtzebuerg weider denken wird vielleicht das Motto der Wahlkampagne heißen. Wie viele kleine Zukunftstische, um die Leute „aktiv einzubeziehen“, denn „wer mitgestalten kann, muss keine Angst vor Fremdem haben“, ist Viviane Loschetter überzeugt. Den niederländischen Grünen gleich wollen die luxemburgischen einfach die Guten sein.



Der Parteivorstand mit Françoise Folmer und Christian Kmiotek (zweite und dritter von links). Der Rockstar der grünen Regierungsmitglieder ist François Bausch



Après que le ministre de l'Intérieur Dan Kersch (LSAP) ait refusé l'accord entre l'archevêché et le Syfel, sur la mise en musique de la convention de 2015, le dossier retourne à la case départ (politique)

Pacta sunt servanda

josée hansen

Trop tard Le temps presse, aussi bien pour les maires et les responsables des fabriques d'église que pour le ministre de l'Intérieur Dan Kersch (LSAP) en ce qui concerne l'entrée en vigueur de la convention signée en janvier 2015 entre l'archevêché et le gouvernement. Désormais, ce temps presse parce que ladite convention est censée entrer en vigueur dans quinze jours, et jusqu'au début de cette semaine, seule une soixantaine d'accords concernant la propriété du patrimoine religieux ont pu être trouvés. Observant les difficultés des conseils communaux et des fabriques d'église d'établir clairement ces droits de propriété, faute de documents juridiquement fiables ou de consensus politique, le ministre a repoussé la date butoir de six mois, jusqu'à juin, par amendement au projet de loi n°7037. Cet amendement, adopté mercredi en conseil des ministres, permettra en outre une sorte de « repêchage » durant les six premiers mois de l'entrée en vigueur de la loi, période durant laquelle les communes pourront encore verser les églises qui leur appartiennent au futur Fonds de gestion des édifices religieux centralisé. Le temps presse, mais la commission des Affaires intérieures n'a guère bougé depuis une première présentation du projet en septembre 2016. On attend l'avis du Conseil d'État, selon la version officielle.

Il est probablement aussi trop tard pour le ministre et le gouvernement d'avoir un débat serein et rationnel sur les applications de la convention de 2015, car la longue campagne électorale, d'abord pour les communales de l'automne, puis pour les législatives de 2018, bat déjà son plein. À la radio *RTL* ce mercredi, le ministre

se réjouissait ainsi que ce fut lui, « un ministre athée et socialiste » qui avait rétabli le dialogue entre l'archevêché et les fabriques d'églises. Qu'il fustigea, en passant, comme le prolongement du CSV, ce qui se verrait aussi bien à la composition des réunions du Syfel, « qui ressemblent à une manifestation des seniors du CSV » à ses yeux,

tout à fait ouvert à accepter des concessions sur son projet de loi, si elles pouvaient apaiser les esprits et convenir aux deux parties représentant l'Église catholique. Après deux ans de pression par tous les moyens, le Syfel et l'archevêché commencèrent à se parler, alléluia.

Deux mois de discussions formelles et informelles plus tard, parfois à deux, parfois à trois parties, en présence du ministre, le Syfel et l'archevêché aboutirent à un accord bipartite, annoncé en quelques lignes très succinctes par les deux côtés mardi dernier, 7 mars. Dans ces quatre para-

Après une brève phase d'apaisement et de conciliation, le ton du Syfel se durcit donc à nouveau, interpellant notamment l'archevêché

berté de définir le fonctionnement du futur Fonds central, d'attribuer plus d'autonomie aux sections locales de ce Fonds, voire même une sorte de personnalité juridique. Mais l'abolition du décret de 1809 et avec lui des fabriques d'église actuelles était une des conditions centrales, intouchables. « Le ministre a une autre définition de la personnalité juridique que nous », estime le vice-président du Syfel, Marc Linden, contacté par le *Land*. Ce mardi, une grande majorité des fabriques d'église représentées à l'assemblée générale à Heffingen rejetèrent les dernières propositions du ministre de l'Intérieur, ce qui implique un retour à la case départ. Soit la case du projet de loi tel que déposé en été dernier. Pour les fabriques d'église, leur autonomie de gestion est sacrée, tout comme le sont leurs droits de propriété sur les édifices religieux et les terrains et immeubles versés à leur patrimoine par des dons et legs. Pour les membres du Syfel, cette réorganisation légale équivalait toujours à une grande expropriation, contre laquelle le syndicat veut interjeter appel sur le plan juridique, prêt à aller jusque devant la Cour des droits de l'homme à Strasbourg.

Après une brève phase d'apaisement et de conciliation, le ton du Syfel se durcit donc à nouveau, interpellant notamment l'archevêché, auquel il demande une totale loyauté par rapport à leur accord bipartite de la semaine dernière, utilisant sa plainte contre l'archevêque Jean-Claude Hollerich comme une menace : elle ne sera retirée que si l'archevêché ne « trahit » pas leur accord. Ce fut donc avec une mine déconfite que le vicaire général Leo Wagener et ses plus proches collaborateurs prirent position par rapport à l'échec des négociations ce mercredi. Il y dit sa déception que les « longues et difficiles » discussions n'aient pas abouti et remit la responsabilité du dossier entre les mains de la politique. Ce sera au gouvernement et à la Chambre des députés d'en assumer désormais la direction et les conséquences. Le Syfel devra se laisser reprocher son intransigeance, l'archevêché son manque d'influence au sein de ses propres structures. Le ministre Kersch, lui, veut désormais que soient prises des décisions et que le dossier avance, a-t-il annoncé sur les ondes de *RTL Radio Lëtzebuerg*. Et de noter en conclusion que « le Syfel doit être conscient qu'il sera jugé par l'Histoire pour avoir été celui qui a divisé l'Église au Luxembourg ».

Ce mercredi, le Premier ministre Xavier Bettel (DP), que l'on avait peu entendu dans ce dossier jusqu'à présent, bien qu'il soit aussi ministre des Cultes et à ce titre signataire de la convention de 2015, a déclaré qu'il allait s'immiscer dans les négociations, en rencontrant l'archevêque Jean-Claude Hollerich pour un échange d'idées en cours de la semaine prochaine. Les plus proches observateurs en avaient immédiatement des réminiscences de l'ère Juncker, qui, à chaque fois qu'un dossier était bloqué, en faisait une « affaire de chef » – avec des résultats parfois à mille lieues des intérêts de ses ministres. Là aussi, on a l'impression que la nervosité électorale gagne les élus. Le DP n'a jamais été aussi radicalement laïque que Dan Kersch et voudra probablement éviter un vent contraire trop fort de la part de la communauté catholique. Sur-tout avant deux échéances électorales qui décideront de son maintien au pouvoir.



Qui sera, au final, le crucifié dans le dossier de l'abolition des fabriques d'église ? (ici : à la Basilique d'Echternach)

Photo : Sven Becker

qu'à celle des fabriques d'églises locales, comptant toujours un certain nombre de dignitaires chrétiens-sociaux. Un CSV qui, lui, ne rate pas une occasion dans ce dossier pour publier un communiqué attaquant le ministre et lui reprochant fanatisme idéologique ou rupture de sa promesse de chercher un consensus.

Tenir parole Que s'est-il passé ? Le 24 janvier, le syndicat des fabriques d'église Syfel était entendu à la Chambre des députés, dans le cadre de la procédure que s'est donnée la commission des Pétitions : une pétition électronique soumise par les mandataires du Syfel, par laquelle ils demandaient que les fabriques d'églises ne soient pas abolies, contrairement à ce que prévoit le projet de loi, avait obtenu presque 12 000 signatures, les pétitionnaires avaient donc droit à un *hearing public*. Le président du Syfel, Serge Eberhard, le vice-président Marc Linden et leur avocat Jean-Marie Bauler s'y firent entendre avec des arguments rationnels, qu'ils exposèrent posément. Le ministre se réjouit d'entendre un ton si calme et conciliant – lui qui s'était fait reprocher de ne pas avoir discuté avec le Syfel en amont –, et constata que le principal malaise du Syfel à ce moment-là était avec l'archevêché, signataire de la convention pour l'Église et auquel les gestionnaires locaux du patrimoine reprochèrent de les avoir trahis. Kersch proposa donc une sorte de médiation, qui n'en avait pas le nom, se disant

graphes très brefs, les deux côtés concèdent à la création de ce fonds centralisé de la gestion du patrimoine, à la clarification des droits de propriété du patrimoine et même à la fusion des fabriques d'église, qui devaient être réduites de 285 à 105, parallèlement au nombre de communes. Mais cet accord demanda aussi des concessions au ministre, dont la plus essentielle pour le Syfel, veut que les fabriques d'église, toutes fusionnées et réformées qu'elles soient, gardent une personnalité juridique sur le plan local, et avec cette personnalité, les droits de propriété de leur patrimoine. Le détail de cet accord n'a pas été publié autrement que dans une lettre en faisant part au ministre de l'Intérieur. Qui, dès la première communication orale de ces conclusions, avait des doutes quant à la compatibilité de cet accord avec les principes de la convention de 2015.

Or, la convention de 2015 est intouchable, elle est la pierre angulaire de la grande réforme des relations entre l'État et les communautés religieuses au Luxembourg. Elle concerne non seulement l'abolition des fabriques d'église et la clarification des droits de propriété d'un patrimoine géré depuis deux siècles dans l'opacité la plus complète, mais aussi le remplacement de l'enseignement religieux à l'école par un cours d'éducation aux valeurs et garantit un financement public du culte catholique à hauteur de 6,75 millions d'euros par an. Cette convention engage les deux parties signataires, *pacta sunt servanda*. Et si d'aucuns appellent désormais à ce que l'archevêché rompe ce contrat, ils oublient que cela impliquerait que soit coupé le financement de l'Église catholique et qu'une renégociation avec un partenaire aussi peu fiable serait très probablement exclue. Cela ferait de l'Église une traîtresse d'une parole engagée, « or, nous avons d'autres responsabilités pour l'Église que le Syfel », estima le vicaire général mercredi. Bien qu'aujourd'hui, en *off*, de nombreux interlocuteurs internes de l'Église, notamment des fabriques d'église, reprochent l'infamie de cette signature à l'ancien vicaire général Erny Gillen, qui a démissionné peu après, et regrettent que son successeur Leo Wagener ait à en assumer les conséquences.

Dépasser les bornes Il était donc clair pour le ministre Kersch que, quelle que soit sa volonté affichée de faire des concessions, elles devraient se situer dans le périmètre de cette convention. Alors, il se dit prêt à accorder à l'Archevêché, la li-

Die Türkei am Scheideweg

Guter Cop, böser Cop

Cem Sey, Berlin

Europa hat eine Woche mit schlechten Soaps hinter sich – mit türkischen Laien-Politikern in der Hauptrolle. Ja, das was hier für Augenreiben sorgt, ist in der Türkei längst trauriger Alltag. Repräsentanten der Türkei, allen voran Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan, beleidigen, verunglimpfen und provozieren. Kaum packt Europa sie daraufhin etwas härter an, zetern sie: „Nazis, Faschisten!“ In der Türkei belassen sie es allerdings nicht bei wüsten Beschimpfungen. Nein, ihre Gegner wandern gleich ins Gefängnis.

Vielleicht klärt sich jetzt, im Rückblick, warum der Skandal um das beleidigende Gedicht des deutschen Satirikers Jan Böhmerrmann falsch war. Und Böhmerrmann schon damals ein Stück Aufklärung betrieben hatte? Wie aber soll mit Provokationen vom Bosphorus denn am besten umgegangen werden?

Die EU hat da unterschiedliche Positionen. Während die Niederlande den Weg des Konflikts gehen, versucht Paris das türkische Regime zu beschwichtigen. Mit der Hoffnung, die Wogen werden sich schon wieder glätten. Berlin beschreitet derweil den Mittelweg: nicht nachgeben, wenn die Türken über kommunale Verwaltungen schimpfen, die ihre Wahlkampfveranstaltungen verbieten. Auf Bundesebene aber Ruhe bewahren.

Während den meisten Europäern bald die Hutschnur platzt, weisen die Apologeten gerne auf die taktische Natur des türkischen Verhaltens hin. Sie haben Recht. Die türkischen Provokationen geschehen nämlich nicht einfach so aus dem Bauch heraus. Nein, sie sind wohlkalkulierte taktische Eskalationen. Damit soll der Nationalismus im Wahlvolk befeuert werden, damit es beim Referendum am 16. April, in dem es um den zukünftigen Charakter des Regimes in Ankara geht, auch klappt. Dass die Vertreter des Erdogan-Regimes heute den Hass ge-

gen den Westen schüren, liegt schlicht an ihrer Alternativlosigkeit: Sie hatten die jüdische, die kurdische und die syrische Karte bereits in früheren Wahlen gespielt und haben keinen Joker mehr.

Daher ist es klug, dass sich viele europäische Regierungen besonnen zum türkischen Getöse äußern. Sie wissen: Ankara braucht polemische Krawalle, die es schön ausschlagen und damit Wahlen gewinnen kann. Genau dieses Futter wollen die Besonnenen Erdogan eben nicht liefern. Eine kluge Haltung. Doch stimmt es denn, dass es sich hier nur um ein taktisches Manöver handelt?

Höchstwahrscheinlich nicht. Denn das Ganze hat auch einen ideologischen Aspekt. Der sollte im Westen nicht unterschätzt werden. Erdogan formt sein Land um. In der Zukunft sollen islamische Werte und Regeln das Leben der Bürger bestimmen. Dabei holt er sich die Unterstützung der faschistoiden Grauen Wölfe hinzu. So entsteht eine Mixtur, die nicht nur für große Teile der türkischen Bevölkerung höchst unangenehm, sondern auch für den Westen gefährlich ist.

Vor allem, wenn das Referendum mit einem weiteren Sieg Erdogans endet, werden die Beziehungen zwischen der Türkei und dem Westen mittelfristig ohnehin sehr abkühlen. Nicht wegen des aktuellen Chaos. Sondern weil das türkische Regime und dessen Unterstützer ganz andere Zukunftsvorstellungen haben. Dann wird wahrscheinlich nicht mehr darüber diskutiert werden, ob die Türkei in die EU darf. Es wird auch nicht bei einem Streit zwischen einzelnen EU-Länder, oder gar der gesamten EU, und dem türkischen Regime bleiben. Denn dann wird das Erdogan-Regime die Zwistigkeiten selbst in die Nato hineintragen. Deshalb ist der Konfliktkurs der Niederländer oder der Dänen aus europä-

Es ist klug, dass sich viele europäische Regierungen besonnen zum türkischen Getöse äußern. Noch

ischer Perspektive genau so logisch und paradoxerweise konstruktiv, wie die vorsichtige und taktische Politik der größeren EU-Länder. Am Werk ist, so scheint es, ein „guter Cop, böser Cop“-Spiel.

Zufall oder geschickte Koordination: Es funktioniert. Denn die Niederlande sind zu klein, um Erdogan in seiner Wahltaktik groß weiterzuhelfen. Jetzt schon realisieren und diskutieren viele Türken, dass eigentlich Wahlkampfauftritte im Ausland ohnehin gesetzlich verboten sind, weil Erdogans AKP selbst 2008 ein solches Gesetz verabschiedete. Sie realisieren, dass nicht die europäischen Regierungen mit ihrer Abneigung gegenüber Wahlkampfauftritten ausländischer Politiker in ihren Ländern die diplomatischen Gepflogenheiten mit den Füßen treten, sondern ihre eigenen Repräsentanten. Die wollen, mit Lust am Krach, mit europäischen Ordnungshütern auf europäischen Straßen Katz und Maus spielen.

Die Diskussion über den Umgang mit der Türkei wird erst nach dem Referendum nützlich sein. Denn dann wird es notwendig werden, Ankara ganz deutlich die Grenzen zu zeigen. Das wird



Erdogan heizt bewusst den Nationalismus an, um so das Referendum am 16. April zu gewinnen

kein Spaß. Das türkische Regime wird sicherlich versuchen, die türkischstämmigen Migranten zu instrumentalisieren. Es wird mit dem Aufkündigen des Flüchtlingsdeals drohen und vielleicht ihn auch aufkündigen. Es wird aber kein Weg mehr an einem Konfrontationskurs mit Ankara vorbeiführen. Gleichzeitig werden europäische Politiker, wollen sie ihren eigenen demokratischen Ansprüchen treu bleiben, sich bemühen müssen, ihre türkischstämmigen Bürger auf ihre Seite zu ziehen.

Eine andere Debatte wird allerdings dann ein vorzeitiges Ende finden: Nämlich die, ob die Türkei dem Westen verloren geht. Mit Erdogan und seinen op-

portunistischen Mitstreitern, die alle weiterhin Korruptionsfälle, menschenrechtswidrige Einsätze gegen Kurden und die brutale Unterdrückung der Opposition zu verantworten haben, gibt es keinen Weg in den Westen. Opportunistische konservative Politiker, die nicht unbedingt Erdogan-Fans sind, werden in einem Präsidialsystem die Chance erkennen, endlich ohne Widerspruch ewig regieren zu können und mit ihrer tiefsitzenden Skepsis und ihrem Hass auf den Westen, Erdogan auf seinen Weg ins Ungewisse unterstützen. Dieser Weg wird das Land zunächst einmal wahrscheinlich in die Arme Wladimir Putins führen. Aber das ist für Erdogan und seinen konservativen Mitstreitern momentan unwichtig.

Neuer Anlauf für den Nahen Osten

Trump will Friedensgipfel

Susanne Knaut, Jerusalem

Fast zwei Monate musste Palästinenserpräsident Mahmud Abbas auf den Anruf des neuen US-Präsidenten Donald Trump warten. Das Gespräch Ende vergangener Woche blieb kürzer als geplant, aber es soll „ausgezeichnet“ gewesen sein, „ernsthaft und angenehm“, so verlautete aus dem Umfeld von Abbas. Im Buhlen um die Gunst des mächtigsten Politikers auf Erden zieht der Palästinenserpräsident zweifellos den Kürzeren. Israels Regierungschef Benjamin Netanjahu ist Trumps Favorit. „I like him“, kommentierte der Amerikaner vor wenigen Wochen den Besuch aus Jerusalem. Anfang April soll nun endlich auch Abbas nach Washington eingeladen werden. Auf der Agenda stehen neue Friedensverhandlungen unter Beteiligung Ägyptens, Jordaniens und Saudi-Arabiens.

Nicht gerade rosige Zeiten stehen den Palästinensern mit dem Machtwechsel in Washington ins Haus. Die Familie David Friedmans, dem von Trump favorisierten Kandidaten für das Amt des US-Botschafters in Israel, spendete rund zwei Millionen Dollar in die Siedlung Bet El bei Ramallah. Friedman ist umstritten, er gilt als vehementer Gegner der Zwei-Staaten-Lösung. Immer wieder gern zitiert wird sein Vorwurf gegen die liberal-jüdische Bewegung in den USA JStreet, die er als „Kapo“ schimpfte, Juden, die im Zweiten Weltkrieg mit den Nazis kollaborierten. Damit nicht genug, tritt er für die Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels ein und forciert den Umzug der US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem. Am Wochenende vor zwei Wochen besuchte eine Delegation unter der Leitung

des konservativen Kongressabgeordneten Ron DeSantis Israel, um nach einem geeigneten Ort für das diplomatische Corps Ausschau zu halten.

Ganz so weit ist es dennoch nicht. Noch kurz vor Netanjahus Reise nach Washington trat Trump auf die Bremse. Ein Umzug des diplomatischen Corps müsse „genauestens überdacht sein“, meinte er, und von der Botschaft in Tel Aviv verlautete, dass die Delegation des Kongressabgeordneten DeSantis „nicht im Auftrag des Aussenministeriums“ nach Israel gereist sei. König Abdullah II. von Jordanien hatte zuvor dringend abgeraten. Ein Umzug der US-Botschaft nach Jerusalem könne neue Gewalt auslösen, warnte der Monarch.

Offizieller Besuch aus dem Weißen Haus erreichte Abbas diese Woche in Form von Jason Greenblatt, Trumps neuer Sondergesandter für internationale Verhandlungen. Drei Stunden saß Greenblatt beim Palästinenserpräsidenten, um die Chancen für erneute Friedensgespräche auszuloten. Was genau hinter verschlossenen Türen geredet wurde, blieb der Öffentlichkeit vorenthalten.

Ungeachtet seiner mit Trump als US-Präsident deutlich verschlechterten Ausgangsposition für neue Verhandlungen gibt sich Abbas unverändert unnachgiebig und kämpferisch. Für die Palästinenser gibt es keine andere Lösung für den Konflikt als zwei Staa-

In einem ersten persönlichen Telefonat lädt Donald Trump seinen palästinensischen Amtskollegen ins Weiße Haus ein

ten, und dazu gehöre, so Abbas, auch der Gazastreifen. Es werde „niemals ein Staat Palästina ohne Gaza geben“, kündigte er an.

Ein neuer Ansatz, der beiden Konfliktparteien zusagen könnte, ist die Einbeziehung der sunnitischen Nachbarn, wie Trump es offenbar vorschwebt. Denkbar wäre sogar ein Friedensgipfel in Ägypten oder Jordanien. Die Palästinenser zögern vor bilateralen Verhandlungen unter der Schirmherrschaft der USA, bei denen erfahrungsgemäß nicht viel herauskommt. Die letzte Gesprächsrunde, bei der Ex-US-Außenminister John Kerry vermittelte, endete im Frühling 2014 nach vielen Monaten ohne jedes Ergebnis, während die israelische Regierung zeitgleich den Ausbau der Siedlungen im Westjordanland vorantrieb.

Die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) zieht multilaterale Verhandlungen, wie sie die französische Regierung anstrebt, vor. Israel wiederum lehnt eine Teilnahme an dem Mitte Januar in Paris vereinbarten internationalen Gipfel ab. Verhandlungen unter Einbezug Ägyptens, Jordaniens und Saudi-Arabiens würden möglicherweise den Mittelweg darstellen, mit dem sich beide Seiten arrangieren können. Laut Bericht der panarabischen Tageszeitung *Al Hayat*, stellte Greenblatt für die Zeit neuer Verhandlungen ein Aussetzen sämtlicher Ausschreibungen für Bauprojekte in den israelischen Siedlungen in Aussicht. Sobald Fortschritte absehbar sind, soll Trumps Schwiedersohn Jared Kushner eingeschaltet werden, den der US-Präsident als für den nahöstlichen Friedensprozess zuständig erklärte.

Nicht zuletzt mit Blick auf Teheran liegt Israels Regierungschef an einer Vertiefung der Kooperation mit den sunnitischen Nachbarn, die seine Sorgen vor einem iranischen Atomstaat teilen. Mit verlegenem Lachen hatte Netanjahu auf Trumps Idee reagiert, es müsse nicht zwingend die Zwei-Staaten-Lösung sein, um den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern beizulegen. Auf keinen Fall will es Netanjahu jetzt mit Jordanien und Saudi-Arabien verderben. Der Umzug der US-Botschaft nach Jerusalem kann warten und auch aus einer Annexion von Teilen des Westjordanlandes, wie sie seinem Koalitionspartner von der Siedlerpartei Das jüdische Haus vorschwebt, wird vorerst nichts werden. Sein Besuch des im Weißen Haus ist für Abbas eine wichtige Gelegenheit, dem neuen Chef in Washington seine Version vom Frieden in Nahost zu präsentieren.

Plus de profondeur

Découvrez le nouveau Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

35

ticker

c'est le nombre de SA et de Sàrl dans lesquelles l'État luxembourgeois détient une participation, d'après le très pratique et instructif *Annuaire des participations d'État*, publié fin janvier 2017. Si on y ajoute les 36 établissements publics et les treize groupements d'intérêt économique, cela fait beaucoup de sièges à occuper. Dans une réponse commune à une question parlementaire du député Laurent Mosar (CSV), le ministre de l'Économie et celui des Finances expliquent avoir « pris des mesures visant à professionnaliser la représentation de l'État dans les conseils d'administration et à mieux outiller ses représentants pour accomplir leur mission ». Les représentants de l'État devront à l'avenir adhérer à un code de conduite et suivre une formation spécifique « organisée en collaboration avec l'Institut luxembourgeois des administrateurs et l'Institut national de l'administration publique ». Pour les grands commis de l'État, ce sera donc retour sur les bancs de l'Inap ? bt

Sie sind herzlich eingeladen



Der deutsche Abgeordnete von Die Linke Fabio di Masi, Vizepräsident des Panama-Untersuchungsausschusses im Europaparlament, war am Mittwoch nach Luxemburg gekommen, um sich zu empören. Der Ausschuss wird wohl die Geschäftsanwälte, die der Einladung zum Gespräch als der Ausschuss vor zwei Wochen hier war, nicht gefolgt waren, erneut einladen. Darunter der Staatssekretär für Kultur Guy Arendt (DP), der rund 100 Mal in den Panama-Papieren erwähnt werde und nicht aufgetaucht war, weil er angeblich die Einladung nicht erhalten hatte. Albert Wildgen, ehemaliger Finanzberater des Großherzogs, der hatte ausrichten lassen, er habe Besseres zu tun, als vor dem Ausschuss zu erscheinen und Alain Steichen, der sich mit den Worten: „Mr Steichen, Managing Partner is not available on the date; no other lawyer is qualified to speak on the topic“ hatte abmelden lassen. Dabei ist Steichen höchstwahrscheinlich der Anwalt, der vom Ministerium die E-Mail erhalten hatte, in der ihm geraten wurde, dem Ausschuss fernzubleiben. Um zu klären, was es mit dieser E-Mail auf sich hat, will Di Masi auch noch einmal Finanzminister Pierre Gramegna (DP) nach Brüssel rufen lassen. Der Ausschuss-Vizepräsident sagte am Mittwoch, ihm würden keine Informationen darüber vorliegen, dass es ähnliche E-Mails an andere eingeladene Personen gegeben habe. Ein zweites Mal antreten soll außerdem CSSF-Direktor Claude Marx, damit er zu seiner eigenen Vergangenheit Stellung

nehmen kann. Als der Ausschuss vor zwei Wochen hier war, soll Marx eine Frage zu seinem Auftauchen in den Panama-Papieren gestellt worden sein, die unbeantwortet blieb. Zu seinem konkreten Vorgehen bei HSBC seien ihm keine Fragen gestellt worden (siehe Seite 11). Außerdem möchte der Ausschuss mit den Kollegen Steuerbeamten Marius Kohl Jean-Claude Fautsch und Jean-Claude Limpach, reden, die der ersten Einladung nicht Folge geleistet hatten. Di Masi musste aber einräumen, dass die Untersuchungskommission niemanden zwingen kann, vor dem Ausschuss zu erscheinen. Ihm blieb nicht anderes übrig, als auf den Reputationsschaden zu verweisen, der Luxemburg dann entstehen würde. ms

Verantwortungsbewusster Journalist



Das Berufungsgericht bestätigte am Mittwoch den Freispruch für den französischen Journalisten Edouard Perrin, der auf Basis der später als Luxleaks bekannt gewordenen Steuer-Rulings für den Sender *France2* über die Luxemburger Steuerpraktiken berichtet hatte. Seine Informanten erhielten mildere Strafen als in erster Instanz, das Gericht ist den Forderungen des Staatsanwalts gefolgt. Der hatte selbst ein geringeres Strafmaß angesetzt, obwohl die Staatsanwaltschaft in erster Instanz härtere Strafen gefordert und gegen das Urteil in Berufung gegangen war. Antoine Deltour wurde am Mittwoch zu sechs Monaten Haft auf Bewährung und einer Geldstrafe von 1 500 Euro verurteilt, Raphaël Halet erhielt eine Geldstrafe von 1 000 Euro. Ob sie gegen dieses Urteil Revision einlegen werden, wollten Antoine Deltour und Raphaël Halet nach der Urteilsverkündung nicht sagen. Zuvor wolle man erst einmal das Urteil aufmerksam lesen. ms

Gut, dass wir darüber geredet haben

Am Montag trafen sich Regierung, Arbeitgeber und Gewerkschaften zum zweiten Mal innerhalb des laufenden europäischen Semesters, um im Rahmen des Wirtschafts- und Sozialrats über die von der EU-Kommission ausgesprochenen Reformempfehlungen zu diskutieren. Viel empfehlen tut die Kommission allerdings nicht mehr, weil Luxemburg eines der Länder ist, das die besten volkswirtschaftlichen Eckdaten vorlegt. Doch alle Jahre wieder weist die Kommission auf die nachhaltige Finanzierung des Rentensystems hin. Wirtschaftsminister Etienne Schneider (LSAP) wiegelte aber ab. Es sei völlig unsinnig, das legale Rentenalter anheben zu wollen, solange das reelle Renteneintrittsalter noch unter dem aktuellen legalen Rentenalter hinterherhinke. Auch sonst gab er sich unaufgeregt und meinte, man werde erst einmal die in der letzten Rentenreform vorgesehene Prüfung durchführen. Trotzdem fanden Patronats- und Gewerkschaftsvertreter Anlass, sich zu zoffen. Alain Roeltgen (OGBL) forderte eine strukturelle Aufbesserung des Mindestlohns, was UEL-Präsident Michel Wurth veranlasste, eine bessere Kontrolle der Inflationsentwicklung zu verlangen, obwohl das Stateg die steigende Inflationsrate vergangenen Monat vor allem auf die Erdölpreise und nicht auf die im Januar fällige Indexbranche zurückführte. Staatsminister Xavier Bettel (DP) spielte mit Humor Blauhelm, und sagte die Regierung werde im Hinblick auf die Erklärung zur Lage der Nation am 25. April und das neue Stabilitäts- und Wachstumsprogramm beratschlagen. Der Vorsitzende dankte allen, dass sie gekommen waren. ms

Fatca, AML IV, MiFID II etcetera

Il y a de ces paradoxes : alors que 64 pour cent des banquiers considèrent que l'échange automatique d'informations « aidera le Luxembourg à se développer », 58 pour cent de ces mêmes banquiers estiment que « ma banque pourrait quitter le Luxembourg suite à ces changements ». Ces chiffres sont extraits de la deuxième étude sur le coût de la réglementation réalisée par EY et l'ABBL. Conduite entre juin et

septembre 2016, elle se base sur un questionnaire (56 pages) auquel ont répondu 28 banques (parmi lesquelles les grandes banques luxembourgeoises sont surreprésentées). Il en ressort qu'en 2015, les banques ont dépensé jusqu'à 458 millions d'euros pour se mettre en conformité avec le cadre réglementaire (transparence fiscale, règles macro-prudentielles, protection des consommateurs et de leurs données, lutte anti-blanchiment, etc.). Par rapport à 2013, cela représente une hausse de vingt pour cent. Du coup, les départements *compliance* recrutent à tour de bras. Les spécialistes du réglementaire représentent aujourd'hui treize pour cent des effectifs de la place bancaire (soit 3 300 équivalents temps plein), en hausse de trente pour cent par rapport à 2013. *In fine*, le « tsunami réglementaire », souvent décrié par le lobby patronal, contribue donc à étoffer la place financière luxembourgeoise. Les coûts des uns font les recettes des autres. Ainsi, quarante pour cent du budget d'implémentation va à des consultants externes. Si la régulation dégraisse donc les profits des banques, elle engraisse ceux des Big Four et des cabinets d'avocats. (Une réalité qui s'inscrit jusque dans le paysage urbain ; sous forme des imposants sièges construits depuis 2008 par EY, Arendt & Medernach, PWC, KPMG et, bientôt, Deloitte. bt

World champion of openness

En tournée de promotion à Singapore, le ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP) a rencontré Lawrence Wong, « deuxième ministre des Finances » de la Cité-État (dans laquelle, apparemment, la place financière a pris une telle ampleur qu'un seul ministre des Finances ne fait plus l'affaire). Ils ont signé un accord bilatéral pour l'échange automatique des informations (photo : MOF Singapore) – les premières informations devant circuler en 2018. Pierre Gramegna a profité de sa visite pour présenter Singapore et le Luxembourg comme « the two world champions of openness » : « We are proof that by being open you can be successful, contrary to what's fashionable today. Protectionism [...] will end up stifling the economy. » (Faire l'éloge de l'ouverture économique dans une juridiction offshore, c'est ce qu'on appelle prêcher

aux convertis.) Le lendemain, le ministre se retrouva à Melbourne. Il y parcourut le même programme : discussion avec son homologue sur une convention fiscale bilatérale, puis discours mettant en garde contre « la fatigue face à la mondialisation » et faisant l'apologie de l'ouverture des marchés, dont « les plus-values » devraient cependant atteindre « toutes les couches sociales ». bt



Am Mittwoch entscheidet das Schnellgericht, ob Aktiva im Wert von 1,6 Milliarden der iranischen Zentralbank bei Clearstream „aufgetaut“ werden sollen oder nicht

A nuclear issue

Michèle Sinner

Kommenden Mittwoch dürfte sich das Schnellgericht in Luxemburg nie dagewesener Beachtung erfreuen. Denn dann muss ein Richter darüber entscheiden, ob Aktiva im Wert von 1,6 Milliarden Dollar, die auf Konten der Clearstream eingefroren sind, aufgetaut werden oder nicht.

Die Sache ist delikat. Auf der einen Seite des Konflikts stehen 101 Familienmitglieder und Nachkommen von Opfern der Anschläge vom 11. September 2001. Auf der anderen Seite steht die Islamische Republik Iran. Dazwischen Luxemburg, das durch den Außenminister Jean Asselborn (LSAP) seit Jahren versucht, die Beziehungen zum Iran zu verbessern, und nun beiden Parteien die Gewaltentrennung erklären muss und, dass sich die Exekutive nicht in Entscheidungen der Judikative einzumischen hat. Da wäre auch noch Clearstream, Tochtergesellschaft der Deutschen Börse, die auf keinen Fall von den US-Behörden zu weiteren Bußgeldern verdonnert werden will, nachdem sie Anfang 2014 schon 152 Millionen Dollar wegen Verstößen gegen die amerikanischen Iran-Sanktionen bezahlt hatte. Den Rahmen für das Geschehen setzt das historische Abkommen über das iranische Atomprogramm, das am 16. Januar 2016 in Kraft gesetzt wurde.

Der Joint Comprehensive Plan of action (JC-POA) wie das Atomabkommen richtig heißt, sieht auf 159 Seiten vor, dass Iran verschiedene Anlagen und Zentrifugen aufgibt und den Bestand an angereichertem Uran auf maximal 300 Kilogramm beschränkt. Im Gegenzug werden die Wirtschaftsanktionen aufgehoben. Das Abkommen zählt einzelne Tanker und Flugzeuge auf, die bis Januar vergangenen Jahres von Sanktionen betroffen waren, erlaubt die Einfuhr von Perserteppichen, iranischen Pistazien und Kaviar in die USA. Es hebt aber an allererster Stelle die Einschränkungen für den Finanzverkehr und Bankgeschäfte auf, die auch die iranische Zentralbank, die Bank Markazi, betrafen und die bewirkt hatten, dass ihre Gelder bei Clearstream blockiert waren.

Am 16. Januar 2016 also hätten Wertpapiere und darauf entrichtete Zinsen, die Clearstream für die Bank Markazi verwahrte, eigentlich aufgetaut werden müssen, weil die Sanktionen endeten. Das machte den Weg für die amerikanischen Kläger frei, die von Iran Schadensersatz fordern. Davon gibt es eine Menge, denn US-Gerichte haben in den vergangenen Jahren vielen Angehörigen von Terroropfern Anspruch auf Entschädigung durch den Iran zugesichert. Je nach Quelle belaufen sich die Schätzungen auf zwischen 50 und 60 Milliarden Dollar.

Am 14. Januar nutzten die Anwälte der amerikanischen Familien der 9/11-Opfer, die sich in der Klage *Havlish, et al vs Osama Bin Laden, Iran, et al* zusammengeschlossen haben, Artikel 693 des luxemburger Zivilgesetzbuchs. Der besagt: „Tout créancier peut, en vertu de titres authentiques ou privés, saisir-arreter entre les mains d'un tiers les sommes et effets appartenant à son débiteur, ou s'opposer à leur remise.“ Sie schickten den Gerichtsvollzieher bei Clearstream am Boulevard Kennedy vorbei und ließen die Gelder provisorisch beschlagnahmen. So verhinderten sie, dass Bank Markazi die Konten nach Aufhebung der Sanktionen räumen konnte. Dazu legten die amerikanischen Gerichtsurteile vor, die ihnen Schadensersatz in Milliardenhöhe versprechen.

So laufen derzeit eigentlich drei Verfahren vor den luxemburger Gerichten. Einerseits muss die vorläufige Beschlagnahme der iranischen Gelder von einem Gericht bestätigt werden, damit die amerikanischen Familien darauf Anspruch

Die New Yorker Staatsanwaltschaft interessiert sich immer noch für die Geschäftsbeziehung zwischen Clearstream und der iranischen Zentralbank

erheben können. Dafür müssen allerdings die von ihnen vorgelegten US-Urteile durch ein Exekutor-Verfahren in rechtskräftige luxemburger Urteile verwandelt werden. Um diesen Prozess zu stoppen, hat Bank Markazi vor dem Schnellgericht ein Verfahren eingeleitet, um zu belegen, dass er illegal ist. Das ist die Entscheidung, die am kommenden Mittwoch fällt.

Das Verfahren vor dem Schnellgericht hat Bank Markazi, wenn man so will, auf Anraten von Jean Asselborn angestrengt. Bei seiner letzten Visite im Februar, als Iran und Luxemburg ein bilaterales Abkommen über die Förderung und den Schutz von Investitionen unterzeichneten, waren die Milliarden auf den Clearstream-Konten großes Thema. Und auch schon bei den Visiten davor, wie Asselborn einräumt. Nach Asselborns Visiten berichteten iranische Medien immer wieder davon, die iranischen Vertreter hätten über das Bankwesen und den Ausbau der Beziehungen gesprochen. Im Februar sprachen Asselborn sowohl der Staatspräsident Hassan Rohani, als auch der Aussenminister, Javad Zarif, darauf an. Er habe immer erklärt, dies sei eine Angelegenheit, die durch die Justiz geklärt werden müsse, so Asselborn gegenüber dem *Land*.

All das geschah mehr oder weniger hinter den Kulissen, bis der Brief, den die Anwälte der Familien der Terroropfer an Staatsminister Xavier Bettel schickten, vergangene Woche in den Medien auftauchte. Darin bitten Lee Wolosky und Michael J. Gottlieb, hochrangige ehemalige Mitarbeiter der Obama-Administration, Bettel um ein Eingreifen: „We are well aware of your government's rapprochement with Iran in the months after the implementation of the JCPOA. However we would urge you to take all appropriate steps in the courts and through applicable executive action to ensure that valid US judgments held by victims of terrorism are enforced by Luxembourg. I would ask that we have the opportunity to meet with you or your representative in person some time prior to March 15 to discuss how your government may provide such assistance.“ Das Treffen fand nicht statt, obwohl Wolosky und Gottlieb Bettel an anderer Stelle sagten: „we can assure you that these matters are of great importance to the United States.“ Bettel sagte dem *Land* am Montagabend, er habe die Botschafterin in Washington, Sylvie Lucas, angewiesen, Wolosky und Gottlieb höflich darauf hinzuweisen, die Regierung könne sich nicht in ein laufendes Gerichtsverfahren einmischen. Die US-Botschaft hat sich Bettels Angaben zufolge nicht zum Thema geäußert. Sie ist derzeit ohne Botschafter und nicht operationell.

Im Iran sorgt der aktuelle Streit vor den luxemburger Gerichten für Kritik am Vorgängerregime von Mahmoud Ahmadinejad. Die englischsprachige *Financial Tribune* zitierte am 9. März, Wirt-

schafts- und Finanzminister Ali Tayyebnia: „We hope the Luxembourgian Court will rule in Iran's favor and we expect nothing else.“ In dem Artikel erklärt Tayyebnia auch, Clearstream habe die Zentralbank bereits im November 2007 gewarnt, die Aktiva könnten nicht sicher aufbewahrt werden. Daraufhin seien Wertpapiere für 220 Millionen verkauft worden. „Tayyebnia added that the country, then led by president Mahmoud Ahmadinejad, had 'a window of about sixth months' until June 16, 2008, to transfer these bonds, but failed to do so beyond the aforementioned sum because 'market conditions were not agreeable'“, so die *Financial Tribune* weiter.

In einem anderen Fall, in den Clearstream ebenfalls als Dienstleister der Markazi Bank verwickelt war, ist Iran bis vor den Internationalen Gerichtshof gezogen. Die Parteien haben bis zum Oktober Zeit, ihr Argumente schriftlich vorzulegen. Dabei geht es um die Hinterbliebenen der US-Soldaten, die 1983 bei einem Anschlag auf einen US-Kaserne im Libanon ums Leben kamen. Deborah D. Peterson et al hatten ebenfalls Schadensersatz in Milliardenhöhe zugesprochen bekommen. Die Kläger ließen 2008 ein Konto von Clearstream bei der Citibank in New York sperren, auf das Zahlungen auf Wertpapieren der italienischen Bank UBAE eingingen, bei der Markazi Kunde war. 2010 zogen Peterson et al gegen die Banken vor Gericht. Noch während der Fall anhängig war, unterschrieb Präsident Barack Obama eine Anordnung, die den Transfer von Geldern der Bank Markazi untersagte. Senat und Repräsentantenhaus stimmten zudem 2012 den Iran Threat Reduction and Syria Human Rights Act, in dem der Fall von Deborah Peterson ausdrücklich erwähnt wird, und der ihr und ihren Mitklägern die Ausführung ihrer Schadensansprüche zusagte. Im April 2016 entschied der Oberste US-Gerichtshof darüber, ob der Kongress mit einem solchen Gesetz nach Maß den Ausgang eines Gerichtsverfahrens vorbestimmen dürfte. Sie fanden: Ja. Daraufhin zog der Iran vor den Gerichtshof in Den Haag. Während sich Clearstream, UBAE und Citibank mit den Klägern einigten, legte Bank Markazi Revision gegen die Ausführung ein. Doch dem letzten Bericht des Verwalters zufolge sind inzwischen 1,1 Milliarden Dollar aus dem eingerichteten Entschädigungsfonds ausgezahlt.

Darüber hinaus interessierte sich die New Yorker Staatsanwaltschaft immer noch für die Geschäftsbeziehung zwischen Clearstream und der iranischen Zentralbank. Nur Wochen nachdem Clearstream Anfang 2014 das Millionenbußgeld zahlte, eröffnete der Bundesanwalt des Southern District of New York, Preet Bharara, eine strafrechtliche Untersuchung. Am 21. Februar meldete *Bloomberg*, er stehe kurz vor der Entscheidung, Anklage zu erheben oder nicht. Dazu ist er nicht gekommen. Denn vergangenen Samstag wurde er von US-Präsidenten Donald Trump gefeuert.

Sollten die Iraner am Mittwoch nicht Recht bekommen und Clearstream demnächst noch einmal Bußgelder wegen seiner Dienstleistungen für die iranische Zentralbank zahlen müssen, hätte das Signalwirkung auf mehreren Ebenen. Erstens, dass auf dem Finanzplatz Luxemburg der Kundenbesitz nicht vor dem Zugriff von US-Klägern sicher ist. Zweitens, dass Geschäfte mit iranischen Partnern für Geldhäuser trotz aufgehobener Sanktionen weiterhin Risiken bergen. Ob das irgendwann dazu führt, dass die Finanzsanktionen, obwohl aufgehoben, de facto weiter in Kraft sind? Dabei ist die Balance ohnehin schon recht prekär, da Trump das Abkommen als „terrible“ bezeichnet hat und Anfang Februar neue Sanktionen gegen verschiedene Firmen und Personen verhängte, nachdem Iran im Januar Raketentests durchgeführt hatte.



Teheran, Winter 2016

« Les prix avaient été trop poussés par l'intervention des promoteurs »

Interview : Bernard Thomas

Patrick Gillen est entré au conseil d'administration du Fonds d'urbanisation et d'aménagement du plateau de Kirchberg (Fuak) en 1991 comme représentant du ministre des Finances. Le chef de la Direction aux contrôle financier devient président du Fuak en 2004. Après les années Fernand Pesch (1982-2004), qui aimait à se présenter comme pionnier anti-bureaucrate, les années Gillen seront celles de la densification du quartier. Parti à la retraite en septembre 2016, Gillen restera pourtant à la tête du Fuak, son mandat se terminant en 2019.

d'Land : *Commençons par un cas pratique : Dans les années 1970, RTL Group acquiert un terrain de trois hectares à un prix défiant toute concurrence. En 2010, ce terrain, à l'origine réservé aux activités de l'audiovisuel, est reclassé par la Ville de Luxembourg. Depuis, Bertelsmann et Giorgetti y construisent un projet immobilier de 90 000 mètres carrés. Cette rentabilisation d'un terrain jadis exproprié pour « utilité publique » vous gêne-t-elle ?*

Patrick Gillen : Il faut garder à l'esprit l'histoire : En 1961, le gouvernement avait posé l'utilité publique sur l'ensemble du plateau du Kirchberg. À l'époque, la grande majorité des terrains ont fait l'objet de transactions à des prix négociés entre le Fonds et les propriétaires. Ceux qui ne voulaient pas vendre ont été expropriés. Les agriculteurs ont perçu la valeur de marché du terrain ; leurs champs ont donc été achetés au prix de terrains pour exploitations agricoles et non au prix de terrains viabilisés en vue de la construction d'immeubles de bureaux. Avec cet argent, ils ont en principe pu acheter des terrains ailleurs et continuer leurs activités agricoles. Alors, on peut voir les choses différemment et se dire : s'ils avaient gardé leurs terrains et que le Fonds avait construit les routes tout autour, alors ils auraient fait une plus-value énorme. C'est précisément ce que le législateur de l'époque a voulu éviter et c'est pourquoi il a étendu le périmètre d'intervention du Fonds sur 365 hectares, ce qui dépassait à l'évidence les besoins pour l'implantation des seules institutions européennes. Pour rendre ces terrains constructibles, le Fonds a dû d'abord construire le Pont Rouge et doter le plateau d'un réseau routier performant et donc consentir des investissements très lourds.

Mais c'étaient là des infrastructures publiques, alors que, dans les cas de RTL Group et du groupe Giorgetti (qui, apparemment, rachètera une partie du terrain à RTL Group), nous parlons d'acteurs privés...

Il est vrai que dans les années 1970, le Fonds a cédé le terrain à un prix correspondant au prix de marché pour un terrain viabilisé et l'avait classé en « zone réservée à destination particulière CLT ». Il fallait évi-

Entretien avec Patrick Gillen, le président du Fonds Kirchberg, sur la spéculation immobilière et les moyens de la contrecarrer

ter que la CLT trouve prétexte pour quitter un jour le Luxembourg pour cause d'insuffisance de terrains sur lesquels étendre son activité. En 2005-2006, la direction de RTL nous a approchés pour nous informer qu'après étude, elle voulait regrouper ses activités dans trois bâtiments-tours. RTL demandait à ce que le reste du terrain soit reclassé en zone mixte. Pour une entreprise détenant un terrain en plein quartier de Grünewald, une telle valorisation était tout à fait logique. RTL a donc créé trois tours qui resteront en zone réservée [aux activités audiovisuelles, *ndlr*]. Une des tours sera mise en location en attendant que RTL ait besoin de bureaux supplémentaires. Cette réserve est considérée comme suffisante par l'État pour pérenniser la présence du groupe à Luxembourg. Quant au reste du terrain, il a été transformé en zone mixte avec notamment trois tours de logement. La modification de l'acte de vente initial a évidemment été approuvée par le gouvernement. De plus, comme le reclassement aboutira à une revalorisation du terrain, RTL devra rétrocéder au Fonds une partie de la plus-value sur ces transactions immobilières, compte tenu du prix actualisé payé par RTL dans les années 1970.

Les négociations semblent avoir été menées au niveau politique...

La décision a été prise par le gouvernement. Dans le dossier RTL, comme dans le dossier Arcelor-Mittal, rentrent à l'évidence des considérations qui sont de nature politique – questions relatives aux sièges de groupes internationaux –, dont la maîtrise échappe au Fonds. Par contre, lorsque le Fonds Kirchberg vend des terrains à des sociétés de révision ou à des cabinets d'avocats, il s'agit de transactions qui relèvent plus directement de la compétence du Fonds, ce d'autant plus qu'il ne s'agit pas là de ventes de gré à gré mais de ventes qui se font moyennant appel à candidatures. La politique du Fonds consiste à soutenir le développement économique du pays.

Depuis que vous avez repris la présidence du Fonds en 2004, la politique de vente des terrains a changé ; pourquoi le Fonds vend-il désormais par procédures d'appel à candidatures ?

La loi prévoit deux cas de figure ; les ventes aux enchères, pour lesquelles on a main libre, et les ventes de gré à gré, pour lesquelles on doit demander l'autorisation au gouvernement. Prenez la Deutsche Bank : à la fin des années 1980, on devait la démarcher avant qu'elle accepte de s'installer au milieu « de champs de pommes de terre ». Il était donc logique de vendre de gré à gré, avec un prix à l'ère et un CMU [coefficient maximum d'utilisation du sol, *ndlr*] fixés par le Fonds et approuvés par le gouvernement. À une époque antérieure, certains terrains ont même été attribués pour des projets qui n'ont jamais été réalisés. Ce genre de transactions n'a évidemment plus cours depuis longtemps.

À partir de 2004, nous avons décidé de faire jouer la transparence au niveau de l'attribution et la concurrence au niveau des prix. Pour un terrain à céder, le Fonds fixe les critères urbanistiques qui tiennent compte du classement du terrain, des fonctions et du coefficient d'utilisation autorisés. Puis, dans le cadre d'un appel à candidatures, il demande aux investisseurs intéressés de proposer un projet architectural et un prix. Le lauréat est déterminé selon une pondération cinquante-cinquante pour le prix proposé et pour la qualité du projet. On ne veut donc pas obtenir nécessairement le prix le plus élevé, puisqu'une offre de prix moins élevée mais pour un projet de très grande qualité peut remporter le concours.

Certains, dont l'ex-président du Fonds Kirchberg Fernand Pesch, vous reprochent d'avoir dévié de votre mission publique – celle de réduire les prix des terrains – et d'être tombé dans une logique mercantiliste. En donnant au plus offrant, le Fuak alimente-t-il la spéculation immobilière ?

Notre méthode est tout sauf mercantiliste. Elle est transparente et ouverte. Il faut tenir compte de l'évolution des prix d'une manière ou d'une autre. Sans une mise en concurrence, comment ferions-nous pour éviter les favoritismes, comment ferions-nous pour fixer les prix ? On nous aurait forcément critiqué : ou bien les prix auraient été trop bas ou bien trop élevés. Si l'on vend en-dessous du prix du marché, une plus-value injustifiée sera réalisée au moment de la revente. Nous ne procédons pas non plus à de simples ventes aux enchères. Mon prédécesseur avait lancé un essai, avant de bloquer l'opération en voyant les prix dériver. La formule de l'appel à candidatures comme nous la pratiquons a l'avantage de la transparence au niveau de l'accès aux terrains et elle est raisonnable sur le plan des prix, car elle ne pousse pas à la surenchère.



La main visible du Fonds Kirchberg

EY, KPMG et Arendt & Medernach ont tous acheté en pleine propriété. Pourquoi ne pas avoir vendu en emphytéose pour garder au moins le contrôle du foncier ?

C'est ce qu'on fait maintenant. Si, entre 2004 et 2013, nous vendions encore en pleine propriété, c'est qu'il nous fallait récolter suffisamment de fonds pour financer les infrastructures. Je vous rappelle que le Fonds Kirchberg dispose de l'autonomie financière, ce qui en contrepartie l'oblige à s'autofinancer : actuellement, le Fonds effectue en moyenne pour cinquante millions d'investissements par an. Mais, étant donné que nous avons depuis accumulé des fonds suffisants, nous pouvons nous permettre de faire des cessions sous forme de bail emphytéotique ou de droit de superficie, qui rapportent nettement moins. Ce qui nous a surtout motivé à changer de modèle, pour ce qui est du volet logement notamment, c'est que nous voulons prioritairement peser sur les prix et offrir des logements abordables. Par le passé, pour éviter que les prix ne dérapent, nous donnions dans les concours des points supplémentaires aux promoteurs qui revendaient aux prix les moins élevés. Toutefois, face à une demande élevée, les prix de vente dépassaient en fin de compte les prix affichés au départ. Alors oui, le Fonds touchait cinquante pour cent de la différence entre ces deux prix, mais ce système ne nous permettait pas de freiner la hausse des prix.

C'est la raison pour laquelle nous sommes passés à un prix de revente [au client final, *ndlr*] fixe : 4 200 euros le mètre carré, TVA de trois pour cent comprise. Cette nouvelle politique du « prix abordable », mise en œuvre à la demande du gouvernement, prévoit des conditions strictes, alors qu'au Kirchberg les prix atteignent facilement le double : vente sous forme de bail emphytéotique sur 99 ans avec droit de préemption en cas de revente (au prix initial plus l'indexation et moins l'amortissement), obligation d'occuper et interdiction de louer.

Les fonds d'investissement et les fonds souverains commencent à intégrer des biens immobiliers luxembourgeois dans leur portefeuille. Ceci a-t-il rendu le marché plus agressif ?

Oui. Nous l'avons remarqué lors des concours réalisés au quartier du Grünewald qui ont été remportés par des promoteurs étrangers pour la simple raison qu'ils passaient par des fonds d'investissement. Le développeur propose un bâtiment à un fonds et garantit un loyer pour un certain nombre d'années. Un fonds d'investissement considère le projet immobilier comme simple produit financier, dont le loyer constitue le rendement. Ce rendement locatif est alors comparé aux placements alternatifs existant sur le marché monétaire ou boursier. Ainsi, lorsque les taux d'intérêts baissent, la valeur du capital immobilier augmente. C'est ce processus qui détermine le montant qu'un fonds d'investissement sera prêt à déboursier. Cette approche conduit certains promoteurs à proposer des prix nettement plus élevés que ceux des promoteurs classiques qui raisonnent par rapport à la valeur intrinsèque d'un terrain au Kirchberg.

Entre 2008 et 2010, les autorités macro-prudentielles craignaient un crash immobilier. Cette han-

tise d'un scénario irlandais a-t-elle influé sur votre politique de vente ?

Vers 2008, le Fonds a réalisé que les prix avaient été trop poussés par l'intervention des promoteurs. En plus, il nous fallait contrecarrer cette évolution, sinon nous nous serions retrouvés avec des grands projets très spéculatifs, lancés dans l'espoir d'une reprise économique. Nous avons donc modifié notre approche et décidé de vendre les terrains à des propriétaires-occupants. Il n'y a donc pas de risque de se retrouver avec des bâtiments vides ; tandis que dans de la promotion pure, la conclusion des contrats de location se fait souvent lorsque l'immeuble est achevé. En plus, si les propriétaires sont eux-mêmes les occupants, ils privilégient la qualité du bâtiment.

Une partie des 50 000 holdings devront tôt ou tard s'inventer une « substance économique » ; quant aux firmes de la City de Londres, elles sont obligées de délocaliser des fonctions-clés du management. Craignez-vous une surchauffe de la demande en bureaux ?

Au Kirchberg, on a quasiment occupé tous les terrains qui étaient destinés aux bureaux, donc il n'y a pas de risque que nous alimentions une surchauffe. Sur tout le côté nord de l'avenue Kennedy, les terrains sont vendus. Sur le côté sud de l'avenue, on projette surtout des logements avec, au rez-de-chaussée, des bureaux de moins de mille mètres carrés, une offre qui n'existe pas pour le moment. Ce seront surtout des logements sociaux et des logements à prix abordables, dans des ensembles plus denses pouvant atteindre par endroits une dizaine d'étages. Dans le quartier européen, on réserve les terrains aux institutions. À long terme, pour les bureaux les possibilités d'extension se situent par exemple du côté des dix hectares occupés par Luxexpo – à condition que les foires optent pour une autre localisation – et du côté du Kuebebiërg. Mais dans ces deux cas il y aura également une part significative réservée au logement.

En plein quartier européen, naîtra une tour résidentielle, Infinity Living. Même en emphytéose, les prix restent prohibitifs : plus de 1,5 million d'euros pour un appartement situé au-dessus du vingtième étage. Le Fonds Kirchberg voulait-il attirer une clientèle HNW ?

Ces 150 appartements sont les seuls en vente à prix non-plafonnés. Ils représentent à peine cinq pour cent du total de notre programme, le reste est vendu soit à 4 200 euros le mètre carré, soit à 3 200 euros le mètre carré pour les logements de SNHBM. Je connais peu de villes qui peuvent se prévaloir d'un tel pourcentage de logements abordables et sociaux.

Infinity Living aura deux entrées, l'une pour les riches, l'autre pour les pauvres, un peu comme une résidence bourgeoise au XIX^e siècle...

Voilà une présentation bien caricaturale. En fait, la SNHBM gèrera dix pour cent de la surface de la tour en tant que logements sociaux. Il y aura effectivement deux entrées. Mais cette décision a été prise à la demande de la SNHBM qui veut ainsi éviter que ses locataires, qui paient des loyers modiques, aient à supporter des charges communes excessives.



Le président du Fonds Kirchberg Patrick Gillen

Claude Marx, Direktor der CSSF, pflegt einen sparsamen Umgang mit den Fakten, wenn es um seine Zeit bei HSBC und den Einsatz von Offshore-Gesellschaften geht

Vielen Dank für die Bestellung

Michèle Sinner

Es ist gerade sehr ungemütlich für Claude Marx, Direktor der CSSF, und früheren Mitarbeiter der Privatkundenabteilung von HSCB in Luxemburg. Denn es deutet vieles darauf hin, dass er nicht die ganze Wahrheit über seine Zeit bei HSBC gesagt hat. Weder in einem Interview mit dem *Land* vergangenes Jahr, noch dem Finanzminister Pierre Gramegna (DP) gegenüber. Es geht darum, welche Rolle Marx in der Bank im Bezug auf die Gründung und Verwaltung von Offshore-Gesellschaften für Kunden gespielt hat bevor er Aufsichtsdirektor wurde.

Am 20. April 2016 führte das *Land* ein Einstandsinterview mit Marx, der im Februar die Leitung der Finanzaufsicht CSSF übernommen hatte. Wenige Wochen später veröffentlichte das internationale Journalistenkonsortium ICIJ die Panama-Papiere.

Das *Land* fragte deshalb Claude Marx: „Sie haben selbst jahrelang in der Privatkundenabteilung von HSBC gearbeitet. Haben Sie in dieser Funktion Offshore-Gesellschaften für Kunden eröffnet?“ Worauf Marx antwortete: „Nein, die Bank hat solche Treuhanddienste nie angeboten, keine Firmensitze gestiftet oder Verwaltungsratsmitglieder gestellt. Was gesetzlich durchaus erlaubt gewesen wäre.“

Darauf folgte die Frage: „Es gibt also keine Offshore-Gesellschaften, in denen Sie als Verwaltungsratsmitglied vertreten sind?“ Und Marx erwiderte: „Nein, die gab und gibt es nicht, weil ich nie in diesem spezifischen Bereich tätig war. Dennoch wäre es nicht verboten. Das darf man nicht vergessen.“

Der Direktor der CSSF autorisierte dieses Interview am 22. April. Am 26. April, drei Tage bevor es veröffentlicht wurde, meldete die belgische Tageszeitung *Le Soir*, Marx tauche in den Panama-Papieren auf, er vertrete die HSBC als Aktionär in Offshore-Gesellschaften. Das *Land* fragte bei Marx nach, ob er bei seiner Darstellung bleiben oder ihr etwas hinzufügen wolle. Marx blieb dabei, eine Fußnote in dem am 29. April veröffentlichten Interview wies auf Timing und *Soir*-Vorwürfe hin.

Fast ein Jahr später veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung* am Dienstag einen Artikel, darüber, dass sich Marx als Leiter der CSSF und damit der Untersuchung über die Rolle der Luxemburger Banken in Sachen Panama-Gesellschaften in der absurden Situation befinde, gegen sich selbst ermitteln zu müssen, weil er engere Beziehungen zur Kanzlei Mossack Fonseca unterhalten habe als bisher gedacht.

Dass es so lange gedauert hat, bis dies ans Licht kommt, liegt daran, dass das Journalistenkonsortium die Mossack-Fonseca-Unterlagen, anders als die Luxleaks-Rulings, nicht vollständig ins Netz setzte. Es war deshalb nur ICIJ-Mitgliedern möglich, in den Unterlagen zu prüfen, ob Marx darin vorkomme und in welcher Rolle. Das ICIJ hat allerdings bisher, wie es scheint, alle Anfragen auf Aufnahme von Luxemburger Journalisten ignoriert. Die Journalisten vom *Soir*, die als erste geschrieben hatten, Marx tauche in den Panama-Papieren auf, sagten erst zu, beim ICIJ über das

Wie kann Claude Marx seine Rolle als oberster Sheriff der Finanzpolizei glaubwürdig einnehmen, wenn er die eigene Vergangenheit verschweigt?

Teilen der Unterlagen zu vermitteln, reagierten danach aber nie mehr auf Nachfragen.

Die *Süddeutsche* veröffentlichte am Dienstag nicht nur einen Artikel, in dem sie behauptete, Marx habe enge Beziehungen zu Mossack Fonseca gepflegt, sie veröffentlichte gleichzeitig Auszüge aus den Unterlagen, um das zu untermauern. Diese Unterlagen belegen nicht nur, dass Marx über viele Jahre Kontakt zur Luxemburger Filiale der Kanzlei pflegte. Sie widerlegen auch Punkt für Punkt, was Marx dem *Land* vor einem Jahr sagte.

Erstens, dass die Bank keine solche Dienste angeboten habe. Die Panama-Papiere sind interne Unterlagen aus der Kanzlei Mossack-Fonseca, welche die Treuhanddienste durchführte. Es ging also darum, wer ihre Dienste beansprucht hat, das hat HSBC angesichts der vielen Fälle, in denen die Bank als Mittelsmann auftaucht, gemacht.

Zweitens sagte Claude Marx, er habe keine Gesellschaften für Kunden gründen lassen. Am 17. März 2003 um 16 Uhr 41 schreibt ein Mitarbeiter von Mossack Fonseca an den HSBC-Mitarbeiter Claude Marx: „Sehr geehrter Herr Marx, vielen Dank für Ihre Bestellung. Heute habe ich viele Male vergeblich versucht, Sie telefonisch zu erreichen. Leider traue ich mich nicht, die Gesellschaft zu gründen, ohne die Namen der Direktoren zu wissen, denn diese Namen sind in den Statuten angeführt. Wenn also Nominee-Direktoren gewünscht sind, dann bitte kurz bestätigen. Weiterhin benötigen wir noch die Namen der Person/en, auf die Vollmächte/en ausgestellt werden soll/en.“ Acht Minuten später bestätigt Marx, dass Nominee-Direktoren und eine Vollmacht bei der Gründung der Firma BlueCLX JAP Corp erwünscht waren. Schon acht Jahre zuvor bestellte ein gewisser Claude Marx von der Republic National Bank of New York (Luxembourg) S.A. bei Mossack Fonseca eine Firma, denn am 29. Oktober kam die Bestätigung für den Erwerb der Firma Lemouse Entreprises LTD per Fax zurück.

Drittens beteuerte Marx, die Bank habe keine Verwaltungsratsmitglieder gestellt. Dabei war die Bank selbst Verwaltungsratsmitglied. Denn als im April 2004 die Gesellschaft Querios aufgelöst werden soll-

te, bestätigte darin „the undersigned administrator, HSBC Republic Bank (Luxembourg) S.A. being the holder of all the issued and outstanding shares of Querios S.A.“ Darauf unterzeichnete „Claude Marx, Directeur, for and on behalf of HSBC Republic Bank (Luxembourg) S.A.“, wie es auf dem Stempel heißt.

Dass die Bank selbst Strohmann war, als Aktionär oder Administrator auftrat, erklärt, warum der Name Claude Marx nicht auftaucht, wenn man die Online-Datenbank der Panama-Papiere auf der Webseite danach absucht. HSBC Privatbank Luxemburg und HSBC Republic Bank Luxembourg tauchen hingegen in Transaktionen in Zusammenhang mit 148 Firmen als Mittelsmann auf. Wie oft Claude Marx in den dazugehörigen Unterlagen seinen Stempel und seine Unterschrift gesetzt hat? Das könnten augenblicklich nur ICIJ-Mitglieder in den Originalunterlagen prüfen.

Obwohl aus den von der *Süddeutschen* veröffentlichten Stichproben eindeutig hervorgeht, dass Marx für die Bank unterschrieben hat, schiebt er sie in seinem Statement an die Presse als Schutzschild vor. „Jede Behauptung, dass ich je Verwaltungsratsmitglied oder Teilhaber von einer durch Mossack Fonseca gegründeten oder verwalteten Gesellschaft gewesen wäre, ist völlig falsch und entbehrt jeglicher Grundlage. Mei-



CSSF-Direktor Claude Marx im April 2016, vor der Veröffentlichung der Soir-Informationen

ne Beziehung zu Mossack Fonseca war ausschließlich beruflicher Natur und marktüblich“, so Marx. „Ich handelte nie in einer persönlichen Funktion, sondern ausschließlich als ein Zeichnungsberechtigter der HSBC“, fährt er fort. „Dies wird unterstrichen durch die Tatsache, dass seit die Panama Papers erstmalig zugänglich wurden, die gesamte Datenbank von Personen, die entweder Verwaltungsratsmitglieder oder Gesellschafter in diesen Gesellschaften waren, veröffentlicht wurde: Mein Name erscheint nirgendwo auf diesen Listen. In meiner Rolle als Angestellter der HSBC Private Bank in Luxemburg war es eine meiner Aufgaben lediglich als Mittler für Kunden tätig zu sein, welche ausdrücklich eine Gesellschaft von einer Treuhandgesellschaft kaufen wollten, letztere jedoch nicht direkt mit individuellen Kunden Geschäfte abwickelte.“

Es soll also die Bank gewesen sein, nicht er. Das obwohl Claude Marx als „Directeur“ der Bank unterschieden haben muss, was die Bank gemacht hat.

Wenn Marx nun argumentiert, er habe nicht in seiner „persönlichen Funktion“ gehandelt, sondern als Angestellter von HSBC Private Bank in Luxemburg, reitet er sich damit eigentlich nur noch tiefer hinein. Denn genau danach hatte das *Land* im April letztes Jahr gefragt; was er als Beschäftigter der Privatkun-

denabteilung von HSBC gemacht habe. Worauf er antwortete: „Nein, ...“ Sollte ein Mann vom Format eines Banken-, Versicherungs-, und Aufsichtsdirektors diese Frage, auch nach Autorisierung und erneuter Nachfrage nach Erscheinen der *Soir*-Informationen, missverstanden haben können?

Claude Marx hat seine Rolle als Zeichnungsberechtigter von HSBC Luxemburg heruntergespielt, beziehungsweise verschwiegen, so lange er konnte. Vielleicht weil er darauf setzte, dass sein Name nicht in der Ergebnisliste in den Metadaten auftauchte? Das tat er übrigens auch gegenüber vom Finanzminister, der sich nach der Veröffentlichung des Artikels in *Le Soir* öffentlich hinter ihn stellte, indem er mitteilen ließ, Marx habe angegeben „n’avoir jamais été actionnaire ou mandataire d’une structure offshore“. Ob er dem Minister den feinen Unterschied erklärt hat, dazwischen, ob er seinen eigenen Namen als Strohmann zur Verfügung zu stellen oder ob er als Bankdirektor beschloss, die Bank einzusetzen? Als „passiv“, wie er dem Finanzminister das erklärte, kann seine Rolle auf jeden Fall nicht angesehen werden.

Durch seinen sparsamen Umgang mit der Wahrheit und seinem intransparenten Vorgehen ist Claude Marx für Pierre Gramegna auf jeden Fall zur *liability*, wie es im Jargon heißt. Denn durch Marx sind die Bemühungen, Luxemburgs Weste in Ausland weiß zu waschen, dahin, macht der Finanzplatz wieder in negative Schlagzeilen.

Claude Marx ist aber nicht nur ein *Nation-Branding*-Problem, sondern ein nationales und internes. Wie kann er seine Rolle als oberster Sheriff der Finanzpolizei glaubwürdig einnehmen, wenn er die eigene Vergangenheit verschweigt? Wieso sollte ein Bank, ein Fonds, ein Dienstleister ihm gehorchen, wenn es Zweifel an seinem Verständnis des Begriffs „Transparenz“ gibt? Seit der Veröffentlichung des *Soir*-Artikels hat er sich zurückgezogen. Im Bruch mit der Tradition der vergangenen Jahr stellte er der Presse noch nicht einmal mehr den Jahresbericht der CSSF vor. Er ließ ihn per Post verschicken. Durch dieses Abtauchen schwächt er die CSSF; dabei wäre es nach der Finanzkrise und eben genau wegen der Panama-Papiere umso wichtiger, dass die CSSF stark auftritt und durchgreift. Das macht sie aber nicht. Seit die CSSF ihre Umfrage-Formulare an die Banken, die in den Panama-Papiere auftauchten, verschickt hat, hat sie die Ergebnisse ihrer Untersuchung nicht veröffentlicht.

Claude Marx verteidigte sich, noch bevor der Verdacht, seine Unterschrift könnte irgendwo in den Panama-Papieren auftauchen, gegenüber dem *Land*, es sei nicht illegal, Offshore-Gesellschaften zu gründen. Legal gesehen wird es tatsächlich dann problematisch, wenn die Gesellschaft selbst zu illegalen Manövern benutzt wurden. Die Frage ist, wer das prüfen soll? Soll die CSSF wirklich unter Leitung von Claude Marx kontrollieren, ob die Banken, darunter HSBC, beziehungsweise ihr damaliger Zeichnungsberechtigter Claude Marx die Geldwäschebestimmungen eingehalten haben? Und was, wenn nicht? Wer wird dann belangt? Von wem?

Ministère du Développement durable et des Infrastructures Administration des Ponts et Chaussées Service Electro-Mécanique	Description : Fourniture de 20,5 km câble souterrain	Réception des offres : Les offres portant l'inscription « Soumission pour le réaménagement de l'échangeur Dudelage - Burange - Fourniture câbles électriques » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.	Ministère du Développement durable et des Infrastructures Administration des Ponts et Chaussées Service Electro-Mécanique	Description : Fourniture de 31 km câble souterrain	Réception des offres : Les offres portant l'inscription « Soumission pour fourniture câbles électriques dans l'intérêt de la Liaison avec la Sarre - Echangeur Hellange » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.
Avis de marché	Conditions d'obtention du dossier de soumission : Les documents de soumission peuvent être téléchargés à partir du portail des marchés publics (www.pmp.lu) ou bien être retirés auprès de l'administration des Ponts et Chaussées, Service électro-mécanique au 25, rue du Chemin de Fer (Bâtiment B4) à L-8057 Bertrange, les jours ouvrables de 8.30 à 11.30 heures et de 14.00 à 16.00 heures à partir de lundi 20 mars 2017 après commande 2 jours à l'avance et par courriel à l'adresse sem@pch.etat.lu .	Date de publication de l'avis 1700416 sur www.marches-publics.lu : 16.03.2017	Avis de marché	Conditions d'obtention du dossier de soumission : Les documents de soumission peuvent être téléchargés à partir du portail des marchés publics (www.pmp.lu) ou bien être retirés auprès de l'administration des Ponts et Chaussées, Service électro-mécanique au 25, rue du Chemin de Fer (Bâtiment B4) à L-8057 Bertrange, les jours ouvrables de 8.30 à 11.30 heures et de 14.00 à 16.00 heures à partir de lundi 20 mars 2017 après commande 2 jours à l'avance et par courriel à l'adresse sem@pch.etat.lu .	Date de publication de l'avis 1700414 sur www.marches-publics.lu : 16.03.2017
Procédure : ouverte Type de marché : Fournitures			Procédure : ouverte Type de marché : Fournitures		
Ouverture le 25.04.2017 à 11.00 heures			Ouverture le 25.04.2017 à 11.00 heures		
Lieu d'ouverture: L'ouverture des offres se fera aux bureaux du Service électro-mécanique (Bâtiment B4), 25, rue du Chemin de Fer à L-8057 Bertrange		Le ministre du Développement durable et des Infrastructures François Bausch	Lieu d'ouverture: L'ouverture des offres se fera aux bureaux du Service électro-mécanique, 25, rue du Chemin de Fer (Bâtiment B4) à L-8057 Bertrange		Le ministre du Développement durable et des Infrastructures François Bausch
Intitulé : Réaménagement de l'échangeur de Dudelage-Burange - Fourniture câbles électriques	Les pièces de soumission ne peuvent être délivrées que jusqu'au vendredi 14 avril 2017 jusqu'à 11.30 heures		Intitulé : A13 Liaison avec la Sarre - Echangeur Hellange - Fourniture câbles électriques	Les pièces de soumission ne peuvent être délivrées que jusqu'au vendredi 14 avril 2017 jusqu'à 11.30 heures	

Die kleine Zeitzeugin

Europarätsel, Holland



Linksgroen-Anhänger nach den Wahlen am Mittwoch

Michèle Thoma

Ausgerechnet Holland! Ein Seufzer geht durch Europa. Holland, so weltoffen. Das war doch das mit dem Gras und den Dolle Minnas und den Klaboutern. Ja, das ist schon sehr, sehr lange her, aber genau deshalb muss man in der alten Seemanns-truhe kramen, sie knarrt ein bisschen. Amsterdam war das, was jetzt Berlin ist, alle pilgerten hin, man fand etwas, was es sonst nirgends gab, wenn man nicht über den Hindukusch wollte. Freiheit. Menschen in allen Farben wimmelten herum, zugleich war alles frisch gewaschen, auch vom Regen. Die Sleep-ins voll von gelbäugigen Junkies, wenn Wesen nachts aus dem „Kosmos“ schwebte, schlurften Indianer durch die Gassen. Alle Sorten Wesen trafen sich im „Kosmos“, sie kannten sich in vielen Dimensionen aus, sie gaben sich gegenseitig Tipps und Trips.

Anscheinend gab es in diesem Hollandland auch Einheimische, sie verkauften Mandelbrot, zum Beispiel. Sie taten niemand was. Es gab noch etwas, was es sonst noch nirgends gab: Geld, ohne zu arbeiten, ein sehr fortschrittliches Land. Male-rinnen, hieß es, kaufe der Staat ein Bild pro Jahr ab, das Bild würde in einem Keller verschwinden und die Künstlerin könne ein Jahr lang leben, bis zum nächsten Bild. Alles schien vorbildlich.

Aber natürlich konnte es nicht ewig so weitergehen, das Land wurde immer beliebter, bei den Falschen, die Einheimischen gerieten ins Grübeln. Skelette in Lumpen passten doch nicht wirklich zu den Puppenhäuschen. Amsterdam wurde clean und bettlerinnenfrei, mit Fahrrädern mit Blumenboas und Hausbooten, auf denen sich gesunde Menschen sonnten. Aber es blieb trotzdem weltoffen, das war eben sein Label, seine Marke. Und schon wieder waren sie Pioniere. Die Sexarbeiter_innen saßen nicht mehr nur mit Strickzeug in einer Vitrine rum, sie besuchten Menschen mit Behinderung, um sie sinnlich zu verwöhnen – eine gute Idee, der Staat bezahlte sie. Pragmatismus und Vernunft waren eben immer schon eine Spezialität des Landes, in dem es wenig Platz gibt, sogar der Horizont ist besetzt.

Die Niederländer_innen sind gut im Rationalisieren, auch im Wegrationalisieren, sie rationalisieren die Kirchen weg, sie rationalisieren sich selber weg, wenn sie die Zeit für gekommen halten. Man kann seine Todeskandidatur stellen und sich seinen Tod bestellen. Beim Nicht-auf-die-Welt-Kommen waren sie sowieso Pionier_innen.

Ausgerechnet Holland!, seufzte Europa, es ist doch so toll, mit Tulpen und dem pausbackigen Koning und den Puppenhäusern. Aber was finden sie nur an dem Puppenmann mit der fein geschnitzten Maske aus dem Südostindien-Trödellanden, mit dem Haar aus Gold und Silber? Die Wirtschaft boomt doch! Aber dann kommen Postbotinnen und Marktstandler und alleinerziehende Mütter, und das Wort „abgehängt“ taucht in der Berichterstattung auf. Statt der Modernisierungsverlie-rinnen und der Loser tauchen die Abgehängten auf.

Dann treten 28 Parteien an, ein großzügiges System, wie die Lotterien, in denen jede gewinnt. Beinahe jede. Und zwar Sessel, wie es so schön Behagen weckend in Holland heißt. Außer den armen Sozialdemokrat_innen können sich quasi alle freuen. Die Christ_innen und Migrant_innen kriegen ein paar Sessel, die Tiere auch. An den Parteisprecher der Altenpartei muss der Interviewer seine Frage öfter wiederholen, für die Alten sind gar schon vier Ruhesessel reserviert. Die Linksgrünen oder die Grünlinken freuen sich im Melkweg, einem historischen Ort, manch eine war dort einst in ihrem Himmelskörper unterwegs und sah die Sterne. Jetzt stehen all die jungen netten Leute mit ihrer jungen, adretten Justin-Trudeau-Kopie an ihrer Spitze hier. Ach!, die himmlische Vermehrung ihrer Stimmen, ach!, die Gesellschaft ist doch nicht so!

Seufz, uff, Europa atmet auf. Der Puppenmann ist abgeschlagen, alles gut, Hol-land nicht Mittelengland, Holland nicht Mittelamerika. Holland ist Holland. Eben. So weltoffen.

Das neue Patentrezept, Impfung Rechts *light* gegen Rechtsradikal, hat funktioniert. Und Erdogan hat auch mitgespielt.

Quels changements dans la politique économique américaine ?

Il reste beaucoup d’incertitude

Yves Nosbusch

Sur le plan économique, les priorités du nouveau président américain semblent se situer dans deux domaines principaux : la politique budgétaire et le commerce international. Sur le plan budgétaire, il est question d'une relance d'envergure avec des réductions d'impôts aussi bien pour les entreprises que pour les particuliers ainsi que d'un plan d'investissement important dans les infrastructures. Sur le plan du commerce international, l'intention générale semble être de soutenir davantage la production aux États-Unis, même s'il reste beaucoup d'incertitude sur la forme précise des mesures qui seront adoptées.

Une mesure potentielle qui chevauche ces deux domaines est celle d'une taxe d'ajustement aux frontières (« border adjustment tax »). Elle fait partie de la proposition de réforme fiscale « Ryan-Brady » mise en avant par les membres républicains de la Chambre des représentants. Il faut dire qu'à ce stade, il est difficile d'évaluer la probabilité d'adoption d'une telle mesure puisque la position du président américain sur la question n'est pas claire.

En bref, il s'agirait d'une part d'imposer une taxe globale sur les importations, y compris les importations de produits intermédiaires utilisés dans la production aux États-Unis. D'autre part, les revenus générés par les exportations américaines ne seraient plus imposés. Concrètement, cela voudrait dire par exemple que lorsqu'un acteur de la grande distribution importe un produit pour le revendre sur le marché américain, il ne pourrait plus déduire le coût du produit importé de son revenu imposable. Pour maintenir sa marge, le distributeur serait donc a priori forcé d'augmenter le prix du produit importé.

Il n'est pas étonnant que le secteur de la grande distribution ne soit pas enchanté par une telle mesure. En revanche, un producteur américain qui exporte vers le reste du monde ne serait plus imposé sur les revenus de ces exportations. A priori, cela devrait lui permettre de réduire ses prix à l'exportation sans pour autant diminuer sa marge, ce qui le rendrait plus compétitif sur les marchés mondiaux. Il n'est pas surprenant que de nombreux exportateurs américains voient d'un bon œil une telle mesure.

Dans ce contexte, plusieurs questions se posent. Est-ce qu'une taxe d'ajustement aux frontières doit être considérée comme une politique protectionniste ? Quelle serait la position de l'Organisation mondiale

Trump veut inciter les entreprises américaines à rapatrier les liquidités qu’elles gardent actuellement dans d’autres juridictions pour des raisons fiscales. Elles sont estimées à 2 500 milliards de dollars

du commerce sur ce point ? Quelle serait la réaction des partenaires commerciaux des États-Unis ?

Les défenseurs de la mesure avancent parfois l'argument qu'en réalité, une taxe aux frontières ressemblerait à une taxe sur la valeur ajoutée (TVA), telle qu'appliquée dans de nombreux pays, notamment en Europe. Néanmoins une différence avec une taxe sur la valeur ajoutée traditionnelle est qu'une taxe d'ajustement aux frontières ne s'appliquerait pas aux revenus provenant de ventes de produits nationaux.

Comme l'a souligné récemment Martin Feldstein, professeur d'économie à Harvard et l'un des défenseurs d'une taxe d'ajustement aux frontières, les effets sur les exportations et les importations seraient par ailleurs mitigés, voire éliminés complètement, par un ajustement probable du taux de change américain dans ce scénario. Une taxe d'ajustement aux frontières rendrait en effet les exportations américaines vers le reste du monde plus compétitives (moins chères) tout en réduisant l'attrait des importations du reste du monde (plus chères) pour les consommateurs américains. Elle augmenterait donc la demande globale pour le dollar américain et diminuerait, toutes choses égales par ailleurs, la demande globale pour les autres devises. Ceci devrait entraîner un renchérissement du dollar ce qui éliminerait, du moins en partie, le gain de compétitivité obtenu par la taxe d'ajustement aux frontières.

Néanmoins, même dans le cas extrême où une taxe d'ajustement aux frontières n'aurait pas d'effet sur les

exportations ou les importations à cause de l'ajustement du taux de change, elle ne serait pas neutre d'un point de vue budgétaire. Aux États-Unis les montants importés sont actuellement plus importants que les montants exportés, ce qui laisse présupposer que, dans un scénario d'introduction de taxe d'ajustement aux frontières, les recettes fiscales générées au niveau des importations devraient dépasser les pertes de recettes fiscales au niveau des exportations. Le Tax Policy Center estime ainsi que les recettes fiscales additionnelles pourraient être proches de mille milliards de dollars sur une période de dix ans.

Une autre mesure qui pourrait générer des recettes fiscales importantes à court terme consiste à donner une incitation aux entreprises américaines de rapatrier les liquidités qu'elles gardent actuellement dans d'autres juridictions pour des raisons fiscales (estimées à 2 500 milliards de dollars). Ceci pourrait se faire par exemple en assujettissant les montants rapatriés à un taux d'imposition réduit de l'ordre de dix pour cent.

L'attrait de mesures susceptibles d'augmenter les recettes fiscales est clair puisque la relance importante envisagée par le président devrait fortement creuser le déficit budgétaire. Au niveau de l'imposition des entreprises, le taux affiché américain de 35 pour cent est parmi les plus élevés en comparaison internationale. Il est proposé de réduire ce taux à vingt pour cent, voire même à quinze pour cent, ce qui ferait du taux affiché américain l'un des moins élevés au niveau mondial. Du côté des particuliers, des baisses d'impôts ainsi qu'une réduction du nombre des tranches d'imposition sont évoquées.

De plus, le président semble avoir l'intention d'augmenter les dépenses militaires de façon significative et de procéder à des investissements importants dans les infrastructures. Les investissements dans les infrastructures sont d'ailleurs pronés depuis des années par des économistes de tous bords. En l'absence de nouvelles recettes fiscales importantes, la dette publique américaine, déjà supérieure à cent pour cent du PIB, devrait augmenter de façon significative au cours des années à venir. C'était déjà le cas suite aux baisses d'impôts importantes mises en œuvre par le Président Ronald Reagan en 1986.

Yves Nosbusch est *chief economist* chez BGL BNP Paribas.

Zu Gast

Romain Becker

All ze oft gëtt a Gespréicher an a Commentairé behaapt, et géif der Politik un Transparenz fee-len. Mee ass Transparenz dann nëmmen en Angschtlausléiser fir Politiker oder eng Chance fir eng méi volleknsno Politik?

Hei stellen sech an dem Kontext e puer Froen. Ass Transparenz e Gradmiesser fir d'Demokratie an engem Land oder an enger Gemeng? Wéi wäit kann Transparenz goen, zu wat fir engem Zäitpunkt ass se néideg oder méiglech, fir wat fir e Publikum? Kann Transparenz zu enger Gefor fir eng Demokratie ginn?

Transparenz heescht u sech emol guer näischt, ausser dat eppes kloer an duerchsichteg ass. Allerdéngs hänkt dat ganz staark vum dem of,

dee kuckt. Eng mathematesch Formel ass fir e Physiker ganz transparent an hirer Ausso, e Botaniker kann net onbedéngt vill domat ufänken. Ass d'Formel dofir also net transparent? Wann de Botaniker vun enger *Taraxacum sect. Ruderalia* schwätzt, ass hien och ganz transparent. Hien schwätzt da vun enger Pissblumm! Et gesäit een, datt et wichteg ass, fir déi néideg Kenntnissier oder Kompetenzen ze hunn, fir eppes als transparent ze gesinn.

Genee esou ass et och mat de politeschen Dossieren. Déi si vu Prozeduren, Gesetzzer an Reglementer konditionéiert, dat ka fir deejéinegen, den net dat néidegt Grondwëssen huet, ganz séier ontransparent sinn. Wëssen ass also de Schlëssel fir Transparenz.

Rezent Beispiller sinn d'Diskussiounen ronderëm de Ceta an den TTIP. Hei gouf vun Interessegruppe gefuerdert, d'Bierger an d'Gemengepolitiker sollten iwwert Themaen matdiskutéieren, déi deene meeschte vun hinnen awer eischter abstrakt waren. Am Kader vun deenen Diskussiounen huet sech och d'Fro gestallt wéini, wien wat sollt gewuer ginn. Déi Fro stellt sech grond-sätzlech. Wéi kann e Gemengeverantwortlechen, deen am allgemengen Interessi schaffe muss, zum Beispill en Ukaf vun engem Terrain maachen, wa hien all seng Kaarte vun Ufank un op den Dësch leeë muss? Dat entsprécht net dem Prinzip vun enger Verhandlung. Et muss also och gekläert gi, wéini Transparenz wichteg ass, soss riskéiert si, verkéiert agesat, eng Gefor fir e

Projet ze sinn. Awer et mussen och Critèrë fest-geluecht ginn, déi et er-méiglechen, Transparenz miessbar ze maachen.

Transparenz kann esou gesi vun de Politiker als Kontrollverloscht empfongt ginn. Allerdéngs bestinn awer och grouss Chancën, fir enger besser Politik maachen ze kënnen. En Abanne vun engagéierte Bierger an en demokratesche Prozess dréit sécherlech derzou bäi, datt et méi séier kloer gëtt, wou de Schong bei de Leit dréckt. An grad hei kënnten, nee sollten déi berodend Kommissiounen op Gemengenniveau méi eng grouss Roll spillen. Den interesséierte Bierger soll eng Plaz hunn, wou hien sech informéieren an och ausdrécke kann. Natierlech verlaangt dat no Flexibilitéit, wat d'Besetzung vun de Kom-missiounen ugeet, an och un hire Moyene muss geschafft ginn. Politik brauch net vun uewen erof gemaach ze ginn, fir Transparenz ze schaf-fe, brauch et eng méi horizontal Approche.

De Gewënner ass eis liberal an demokratesch Gesellschaftsform, déi méi staark gëtt a besser géint d'Messagë vun extremistesche Gruppé-ierunge kann untrieden. En opgeklärten an engagéierte Bierger ass e Garant fir politesch Transparenz, well hien d'Wëssen an déi richteg Platz huet fir sech auszedrécken. Transparenz gutt applizéiert, stäerkt eis gesellschaftlech Wä-erter, an dat brauche măr hautdesdaags méi wéi jee. Et läit un de Parteien an un de Politiker, fir aus enger Blackbox en Instrument fir eng lieweg Demokratie ze maachen!

De Romain Becker ass Member vun der Demokratescher Partei a Gemengeconseillé zu Käl

L'avenir de l'Europe

A scheme is not a vision

Alphonse Berns

Ancien diplomate et négociateur de 1988 à 1991 de la Convention Schengen et de son élargissement à d'autres États, j'ai noté avec un intérêt tout particulier l'attention que suscite l'idée de l'Europe à plusieurs vitesses avancée ces jours-ci par la Commission européenne. Dans son Livre blanc sur l'avenir de l'Europe cette dernière livre à la réflexion les cinq scénarios suivants :

- scénario 1 : s'inscrire dans la continuité ;
- scénario 2 : rien d'autre que le marché unique ;
- scénario 3 : ceux qui veulent plus font plus ;
- scénario 4 : faire moins mais de manière plus efficace ;
- scénario 5 : faire beaucoup plus ensemble.

Il y a fort à parier que le scénario 2 d'une Europe limitée au marché unique et le scénario 4 d'une Europe à l'action réduite ne répondent pas aux aspirations des institutions européennes ni d'ailleurs à celles de certains États membres.

Quant au scénario 1 qui préconise de continuer dans la voie tracée, il est pour le moins surprenant de ne pas y retrouver l'exigence d'une plus grande efficacité qui figure pourtant dans l'intitulé du scénario 4. Tel que présenté aujourd'hui dans le Livre blanc, le scénario ne répond guère à l'ambition d'« ouvrir un nouveau chapitre » dans la construction européenne que revendique pourtant le président de la Commission dans sa préface au Livre blanc.



Commission Delors II (1989-1992)

L'ambition du scénario 5 de faire beaucoup plus ensemble à 27 a toutes les chances de rester un vœu pieux. S'engager dans cette voie présente le risque d'un échec au moment des ratifications dans les 27 États membres post-Brexit et donc d'une préjudiciable perte de temps.

C'est dès lors le scénario 3 d'une Europe à plusieurs vitesses qui, sans surprise, a retenu le plus l'attention des observateurs qui croient y reconnaître l'option première de la Commission, inspirée par de récentes déclarations en ce sens à Berlin et à Paris. Avant de consacrer certaines considérations à ce scénario, il est utile de se pencher sur **deux questions que le Livre Blanc n'aborde pas**, à savoir la méthode graduelle du passage de l'économie vers le politique ainsi que l'aspect institutionnel.

Dès la préface du Livre blanc, la méthode européenne se retrouve résumée dans une citation extraite du discours de Robert Schuman du 9 mai 1950 : « L'Europe ne se fera pas d'un coup, ni dans une construction d'ensemble ; elle se fera par des réalisations concrètes, créant d'abord une solidarité de fait. » On peut en conclure que cette approche graduelle reste le soubassement des réflexions de la Commission. Or, à titre d'exemples, dans Schengen, les « réalisations concrètes » du libre passage aux frontières et d'une politique commune des visas n'ont finalement pas créé la « solidarité de fait » et la volonté politique d'assumer en commun l'accueil des réfugiés et demandeurs d'asile. De même en

L'épisode de la coopération renforcée en matière de taxe sur les transactions financières nous rappelle qu'il peut y avoir pour le Luxembourg un dilemme entre intérêt économique concret et souhait politique de toujours faire partie du premier wagon du train européen

eurozone, le cas grec n'illustre-t-il pas que la « réalisation concrète » de la monnaie unique n'a pas vraiment abouti à la « solidarité de fait » ?

Est-ce à dire que cette approche graduelle, qui entend parvenir de l'économie des « réalisations concrètes » à « la solidarité de fait », touche à ses limites ? La question n'a rien d'iconoclaste si en

contrepartie elle provoque un bond politique dont découleront par la suite les mesures concrètes. Seuls le scénario 5 proposant de faire beaucoup plus ensemble et, dans une approche plus sélective, le scénario 3 appelant ceux qui veulent plus à faire plus peuvent prétendre à ce bond politique.

Les scénarios 2 et 4 préconisant tous les deux une Europe à l'action limitée posent la question de l'approche graduelle sous un tout autre angle : si les réalisations concrètes n'ont pas réussi à accéder à l'objectif politique, l'abandon de cet objectif politique, sous-jacent dans ces scénarios, ne risque-il pas de diluer à terme le socle des réalisations concrètes ? La Commission y fait allusion dans son examen des avantages et inconvénients du scénario 2. On retrouve pour ainsi dire la comparaison de l'Union Européenne à un cycliste ; faute d'avancer, le cycliste perd l'équilibre et tombe.

La deuxième grande absente du Livre blanc est la question institutionnelle. La Commission l'écarte délibérément au motif que « la forme suivra la fonction ». C'est là une rupture avec des décennies de négociations des traités européens successifs dans lesquelles les discussions institutionnelles prenaient une part importante. Certes, pour le dire avec Leonard Cohen, « a scheme is not a vision ». Mais écarter l'institutionnel, n'est-ce pas oublier un peu vite l'inconfort de certains pans de l'opinion politique face au schéma institutionnel d'aujourd'hui et à son manque de lisibilité, un manque de lisibilité qu'une Europe à plusieurs vitesses risque d'accentuer encore. De nom-



La Commission Thorn (1981-1985)

breux intervenants critiquent précisément qu'entre les différentes institutions européennes les *checks and balances* propres à une démocratie ne fonctionnent pas correctement ou, du moins, de façon très ou trop différente par rapport à ce que le citoyen connaît et apprécie dans son État national où le parlement contrôle le gouvernement. À un moment où la Commission revendique son caractère politique, la question de l'engagement de sa responsabilité politique devant le Parlement européen se pose d'une manière autre que par l'alliance objective qui lie ces deux organes aux yeux de beaucoup.

On peut certes réfuter les critiques d'un « déficit démocratique » en rappelant que les membres du Parlement européen, les membres du Conseil, à quelques rares exceptions près, et, depuis 2014, le président de la Commission sont démocratiquement élus. Par rapport aux *checks and balances* qui caractérisent la séparation des pouvoirs dans nos démocraties nationales, l'interaction entre Conseil européen, Conseil permanent, Parlement et Commission paraissent néanmoins insatisfaisants et peu lisibles.

Alors que cet aspect institutionnel n'est pas abordé dans le Livre blanc, il se pose dans tous les scénarios, mais particulièrement dans le cas du scénario 3 d'une Europe à plusieurs vitesses. En effet, celle-ci sera certainement à géométrie variable du fait que les adhérents aux différents projets communs ne seront pas toujours les mêmes. Ce qui accentuera encore la question de la lisibilité institutionnelle du projet européen. D'ailleurs le Livre blanc y fait discrètement référence dans son analyse des avantages et inconvénients de ce scénario. En se penchant sur le **scénario 3 d'une Europe à plusieurs vitesses** il convient de relever d'emblée que la Commission ne fait aucune mention de la possibilité de coopérations renforcées prévue par l'article 20 du Traité qui, précisément, donne déjà aujourd'hui la possibilité à ceux qui le veulent d'avancer sur la voie de l'intégration. Que la Commission puisse concevoir son scénario d'une Europe à plusieurs vitesses en dehors de cette disposition du Traité sur la coopération renforcée soulève des questions d'importance.

La première question est celle de savoir si on peut s'imaginer un projet commun d'un nombre restreint d'États membres qui ne serait pas ouvert à tous ceux qui veulent adhérer. Il est utile de se remémorer la genèse dans les années 1980 de Schengen, la première forme d'une Europe à différentes vitesses. À l'époque, les initiateurs allemands, français et beluxiens avaient d'abord exclu l'Italie du projet Schengen au motif que ses frontières extérieures, largement maritimes, apparaissaient difficilement contrôlables. Le même argument plus celui de l'absence d'une frontière commune avec le reste du groupe suscitait en 1991 des hésitations pour faire admettre la Grèce – alors que ces doutes n'existaient ni pour le Portugal ni pour l'Espagne. Le souhait de l'Italie de joindre le groupe restreint ne suffisait donc pas, les initiateurs Schengen avaient **le courage politique d'exclure** le sixième membre fondateur de l'UE ! On a vu par la suite que ce courage politique s'est évaporé, l'admission de la Grèce et à Schengen et à leuro s'étant faite sur des considérations purement politiques. (Certains disent la même chose de son adhésion

à l'Union européenne en 1980.) Il en fut de même pour l'élargissement de 2004, du moins pour certains des nouveaux États membres. Pour l'Europe à plusieurs vitesses du scénario 3, il faut craindre que les pressions politiques aboutiront à des projets communs de type *open ended*, c'est à dire que tous ceux qui veulent adhérer pourront adhérer, y compris ceux qui risquent de ralentir le projet par la suite, que ce soit du fait de réticences politiques ultérieures ou d'une incapacité à transposer les règles agréées. Cela risque d'être un handicap de départ exposant tôt ou tard le groupe restreint de se retrouver dans une situation de paralysie telle celle que nous connaissons aujourd'hui à 28.

En deuxième lieu, on doit se demander si cette future Europe à plusieurs vitesses se fera par la voie intergouvernementale et non pas par les procédures communautaires. Les institutions – et surtout la Commission – s'accommoderaient-elles dès lors d'un rôle moindre que celui prévu aujourd'hui dans le Traité ? On rappellera que dans Schengen la Commission n'avait que le rôle d'observateur et que le Secrétariat Schengen n'a intégré le giron communautaire qu'en 1999.

Finalement, on doit poser dès à présent la question du fonctionnement institutionnel de ces projets communs ainsi que le lien institutionnel à établir entre les adhérents à ces projets et les autres États membres qui se contenteront de l'acquis d'aujourd'hui. On s'imagine mal des règles spécifiques à chaque projet. C'est pour ces raisons que l'aspect institutionnel pourra difficilement être absent des discussions comme le laisse pourtant entendre la Commission.

On notera encore que le Livre blanc envisage « une ou plusieurs coalitions de pays volontaires ». La Commission ne privilégie donc pas à ce stade l'option du « noyau dur » d'un certain nombre de pays qui participeraient d'office à tous les projets d'intégration future. Pourtant, le noyau

dur ne serait-il pas le bond politique à hauteur de la situation de polycrise dans laquelle la Commission voit l'Europe ?

Dans la discussion lancée par ce Livre blanc et ses cinq scénarios il appartient maintenant au Luxembourg de se positionner. En nécartant pas de sa réflexion des scénarios qui n'ont certainement pas sa préférence, la Commission a montré la voie pour une discussion rationnelle allant au-delà d'un crédo émotionnel voulant qu'en matière européenne plus serait toujours mieux.

A l'instar de ce que le Livre blanc fait pour chacun des scénarios, le Luxembourg pourrait faire un état des lieux des avantages et inconvénients que l'évolution européenne des trente dernières années a apporté au pays. Examiner le scénario 1 de la continuité ou les scénarios 2 et 4 d'une réduction de la voilure de substance de l'Union européenne amène à se demander si, au regard de nos intérêts nationaux de souveraineté et de bien-être, l'Union européenne d'aujourd'hui n'a pas atteint ou dépassé l'optimum. Le marché intérieur plus large s'est avéré économiquement avantageux alors que notre positionnement politique est devenu plus délicat dans l'Europe à 28 d'aujourd'hui. L'intégration plus poussée du marché intérieur n'a pas empêché ces dernières années des signes de son cloisonnement préjudiciable à nos intérêts.

Abandonner l'ambition politique, comme le sous-entendent les scénarios 2 et 4, relève d'une philosophie qui nous est largement étrangère et qui présente le risque de « détricotement » des liens existants qui aujourd'hui servent bien nos intérêts. Continuer sur la voie tracée actuellement, comme suggéré par le scénario 1, ne répond aux défis du moment qu'à condition d'engager un processus de rationalisation et de regain d'efficacité. À ces conditions, il serait néanmoins prudent de ne pas écarter d'emblée l'hypothèse du scénario 1. Tout d'abord, dans le contexte d'une Europe à géométrie variable, il offrira de toute vraisemblance le cadre commun pour ceux des États membres qui n'adhéreront pas au scénario 3. Il ne faudrait pas non plus exclure que – faute d'un accord sur un des autres scénarios – ce scénario 1 ne retienne finalement les faveurs des négociations qui s'annoncent controversées.

Emprunter à 27 la voie d'une intégration plus poussée, comme l'ambitionne le scénario 5, paraît peu réaliste. Comme les expériences de Schengen et leuro nous l'ont appris, nos intérêts concrets comme notre position politique ont été bien servis par une Europe à plusieurs vitesses que suggère le scénario 3. L'épisode de la coopération renforcée en matière de taxe sur les transactions financières nous rappelle toutefois qu'il peut y avoir pour le Luxembourg un dilemme entre un intérêt économique concret et notre souhait politique de toujours faire partie du premier wagon du train européen. Contrairement au noyau dur, l'Europe à plusieurs vitesses ne préjuge pas nos choix futurs. Le temps est à la réflexion, les échéances électorales de cette année 2017 laissant penser qu'une négociation sur l'avenir post-Brexit de l'Union Européenne ne démarrera pas d'ici la fin de l'année.

Le titre est une citation de « Story of Isaac » par Leonard Cohen (*Songs from a Room*, 1969)



La Commission Santer (1995-1999)



À seulement 32 ans, l’auteur Olivier Garofalo jouit d’une attention publique extraordinaire en ce moment. En résidence au Théâtre national du Luxembourg durant la saison 2016-2017, il vient notamment de publier *Rede vom Theater*, un manifeste idéaliste sur ce que devrait être le théâtre aujourd’hui, et de contribuer une pièce à *Oh, du do uewen...* au Kasematentheater. La radio publique 100,7 lui a même offert une *Musikalësch Visitekaart*, un honneur normalement réservé aux vieux de la vieille. Son métier, toutefois, est l’écriture dramatique. Demain soir, samedi 18 mars, aura lieu la création de sa pièce *Heimat ist kein Ort* au TNL. La pièce parle d’un des sujets centraux de la vie au Luxembourg : la rareté des biens immobiliers, les spéculateurs et le rêve inaccessible de sa propre petite maison. Marion Poppenborg (au centre) met en scène, avec, e.a. Marc Baum (www.tnl.lu). jh

Festival

Entre violence et espoir

L’édition 2017 du Luxembourg City Film Festival, qui s’est achevée dimanche dernier avec une projection en avant-première de *Song to song* de Terrence Malick (voir p.19), a été une édition plutôt faible dans sa compétition officielle de films de fiction et une édition très forte dans sa compétition documentaire, sur cela même les critiques les plus radicaux étaient d’accord. Les choix des lauréats des deux jurys étonnaient donc, puisqu’ils misaient sur deux valeurs sûres, deux films certes excellents, mais qui trouveront leur chemin vers nos écrans dans les programmations normales. Pour celui qui a reçu le Grand Prix du Luxfilmfest, *The other side of hope* d’Aki Kaurismäki, c’est même le cas dès cette semaine. Un film qui a fait rire et a ému le jury, tout en abordant « un sujet essentiel [les réfugiés, *ndlr.*], d’une manière extrêmement pertinente et extrêmement originale » selon le jury.



Kaurismäki y raconte la rencontre entre un Finlandais d’âge mûr et un très jeune Syrien, qui sont tous les deux paumés dans la vie. *The other side of hope* est l’histoire d’une double réemption (photo), racontée dans cette incomparable esthétique pop de Kaurismäki. *I am not your negro* de Raoul Peck, sur la ségrégation en Amérique, un film d’une beauté et d’une intelligence fulgurantes, reçoit le prix du meilleur documentaire. jh

Théâtre



Voix en chapitres

Stéphane Ghislain-Roussel est un touche-à-tout, un inclassable, dont les projets se situent constamment à la lisière entre musique, texte et arts visuels. Pour preuve : sa nouvelle création, *La voce è mobile* (d’après *La donna è mobile*, célèbre air du *Rigoletto* de Verdi), qui fêtera sa première demain, samedi 18 mars, au Kinneksbond à Mamer. Le spectacle est un collage inventif d’airs d’opéra célèbres, de Mozart à Ligeti, en passant par Wagner, Bizet ou Verdi, tournant tous autour de la voix et de la vie des chanteurs. « Il nous plaît d’imaginer *La Voce...* comme une attraction, un ‘grand huit’ vertigineux, drôle et impressionnant », écrivent Stéphane Roussel et son fidèle acolyte à la mise en scène Catherine Janke (photo : Andreas Etter). Première luxembourgeoise le 24 mars au Capucins (www.theatres.lu). jh

Théâtre

Sex Sex Baby

Que se passe-t-il lorsque le théâtre documentaire ne se consacre pas aux guerres ou aux crises dans le monde, mais à notre vie la plus intime ? L’auteur allemande Gesine Schmidt (née en 1966) s’y est essayée avec sa nouvelle pièce *Begehren – Eine doku-fiktionale Feldforschung*, une pièce créée le 3 décembre dernier à Mayence, dans une coproduction entre le Staatstheater Mainz et les Théâtres de la Ville de Luxembourg. Pour sa pièce, Gesine Schmidt a fait une série d’entretiens avec des personnes d’âges différents sur leur sexualité. Alors que la politique se veut tolérante et que des générations de jeunes ont leur première rencontre avec la sexualité par Youporn, quels sont les rapports des hommes et des femmes au sexe et leurs attentes vis-à-vis de l’acte sexuel ? Les témoignages ainsi recueillis ont servi de base à la pièce, interprétée par quatre femmes et trois hommes ayant entre 26 et 75 ans. Parmi ces interprètes, on aura le plaisir de retrouver la Luxembourgeoise Catherine Janke (photo : Andreas Etter). Première luxembourgeoise le 24 mars au Capucins (www.theatres.lu). jh



Photographie



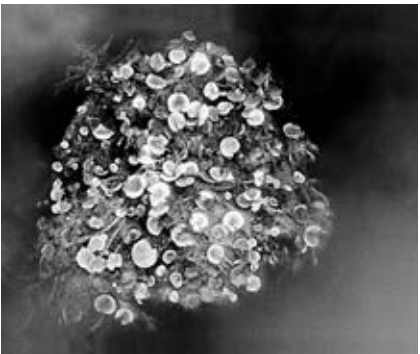
La vulgate de Joseph T.

Cela faisait un moment qu’on n’avait plus eu de nouvelles de la petite maison d’édition de livres photos de Tom Hermes, Barbari Oculus Publishing, le livre *Carnivores* de Gilles Celli ayant été le dernier à paraître, après *Wahlwend* de Christian Mosar, en 2013. C’est donc une bonne nouvelle que l’éditeur continue son travail et qu’il sorte un nouveau livre, qui plus est d’un des dinosaures de la photographie au Luxembourg, Joseph Tomassini. Son *Of temples and hot dogs – Urban tales* est plus épais que les précédentes publications de l’éditeur, un vrai livre au format presque A5 et un bel objet. Dans de complexes mises en relation réalisées par le *layout* de Fern Rollinger, Joseph Tomassini nous emmène dans un voyage à travers la planète à la visite des non-lieux, des endroits oubliés ou inconnus, des vitrines de magasins abandonnés. Perugia, Hiroshima, Venise, Londres, New York ou Differdange – Joseph Tomassini s’intéresse à la vraie vie et aux vraies gens. Chez lui se côtoient le sacré et le profane – et l’un transfigure l’autre. Le livre coûte 24 euros et est disponible chez Alinéa, Ernster, au Mudam ou directement auprès de l’éditeur (barbari-oculus.com). jh

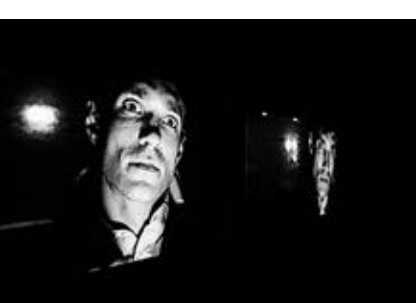
Export

Élégiaque

Peut-être que son art minimaliste et calme est exactement ce qu’il faut dans une ville hyperstressante comme Hong-Kong. Lundi, 20 mars s’ouvrira à la galerie Malingue à Hong-Kong *Elegy*, la première exposition personnelle de Su-Mei Tse, artiste née en 1973 au Luxembourg, et qui remporta en 2003 le Lion d’or avec son pavillon à la biennale de Venise. Su-Mei Tse étend ainsi sa présence sur le marché de l’art international vers la Chine. Dans *Elegy*, elle montrera aussi de nouveaux travaux, réalisés durant sa résidence à la Villa Medici à Rome, en 2015, souvent en collaboration avec Jean-Lou Majerus. Comme *The Pond* (photo du haut), installation de deux photos au sol, qui renvoient forcément à la photo éponyme d’Edward Steichen, ou la vidéo *Light* (photo du bas). La galerie salue la versatilité de l’artiste et sa capacité à allier le son et l’image, pour créer une ambiance contemplative (jusqu’au 13 mai ; edouardmalingue.com). jh



Export



Trois duos à Paris

La programmation de vidéos d’artistes du Casino Luxembourg dans sa *Black Box* devient un tremplin important pour l’export de ces films qui tombent à travers les mailloins de la distribution commerciale. Ainsi, les cycles de vidéastes autochtones, initiés dès de la réouverture du Casino, seront montrés en mai sous le titre *Homeland* au centre Argos à Bruxelles. Et en ce moment, *Les rencontres internationales*, festival qui dure encore jusqu’à dimanche, 19 mars, à la Gaité lyrique à Paris, proposent trois vidéos de duos d’artistes ayant un lien avec le Luxembourg : aujourd’hui, vendredi 17 mars, le duo M+M (Marc Weis et Martin De Mattia), auquel le Casino avait consacré une exposition monographique en 2015, y montre *Wednesday* (photo du haut) et *Thursday* ; demain, samedi 18, *Found you on an empty page* de David Brognon et Stéphanie Rollin y sera programmé (photo du bas) et dimanche, 19 mars, Karolina Markiewicz et Pascal Piron y montreront *Artis*, produit l’année dernière pour leur *Black Box*. jh

Portrait

Marathon (jazz)man

Kévin KroczeK

Jeudi 9 mars au soir, Pol Belardi donne un concert au Wine Not, jazz club convivial en plein centre de Thionville, en France. Le jeune batteur, une des figures de proue de la jeune scène de jazz luxembourgeoise, est accompagné de son quartet, le Pol Belardi's Force. Avec Jérôme Klein au piano, Niels Engel à la batterie et Pierre Cocq-Amann, quart de la formation Saxitude, au saxophone alto, pour remplacer le temps d'un show David Fettmann. Le public est timide et ne se presse pas vraiment, mais à vrai dire, le concert du jour représente surtout, pour les musiciens du groupe, l'occasion de se retrouver et de répéter. À la fin du mois sort le second opus de la formation, *Creation/Evolution*, d'abord en digital, puis en version physique en mai prochain à l'occasion du festival *Like a Jazz Machine* à Dudelange, dont la formation est une des têtes d'affiche cette année.

La veille, Pol Belardi jouait à l'Atelier au sein du Luxembourg Jazz Orchestra, qui accompagnait Billy Cobham, légendaire batteur panaméen. Pour le moment les musiciens récitent quelques morceaux de l'album à venir. De l'hypnotisant *Natural selection* qui offre une place de choix au saxophone, au *groovy* et rythmique *Toothgrinder*, qui avait déjà fait taper du pied les professionnels présents en novembre dernier au *Luxembourg Jazz Meeting*, où le Force présentait l'album encore en projet. Entre deux morceaux, ils se charrient et sont décontractés. Vers onze heures, après le concert, la fin de semaine se fait sentir, synonyme de repos pour beaucoup, mais pas pour le batteur.

Le lendemain en effet, il officie en tant que sideman pour Pascal Schumacher au Cube 521 à Mar-nach. Le vibraphoniste y conclut une tournée de 45 concerts. Celle de l'album *Left Tokyo Right* paru en 2015. Au passage, cet opus inégal sur certains aspects reste étonnant à l'écoute, notamment pour sa reprise du titre *Lilia* du brésilien Milton

Portrait de Pol Belardi le temps d'un marathon durant lequel il aura joué cinq concerts en une semaine et ce avec cinq formations différentes. La vie d'un musicien c'est aussi ça

Nascimento, remarquable mélange des genres. Pol Belardi avait déjà participé à l'enregistrement de l'opus et à tous les concerts donnés, notamment au Japon. Dans la vidéo de présentation de l'album publiée sur la chaîne *Youtube* de Pascal Schumacher, ce dernier admet, amusé, « Pol a dix ans de moins que moi, donc je me sens très vieux à côté de lui. Il joue de la basse électrique, c'est quelque chose que je n'avais pas avant. Cela change ma musique, mais ça arrive au bon moment car la musique a beaucoup changé ». Le jeune batteur représentant en somme une valeur ajoutée à la musique du vibraphoniste, celle d'une modernité modérée.

Samedi soir, le marathon continue. Pol Belardi se retrouve au Kirchberg, à la Philharmonie. Il est l'un des *guests* de l'Opus 78, Big Band autochtone qui fêtera ses quarante ans l'an prochain. La salle de musique de chambre est pleine à craquer. Le batteur habituel laisse de côté son instrument à corde en s'emparant de baguettes pour jouer sur le vibraphone posé au premier plan de la scène. Deux de ses compositions sont interprétées, *Spring* et *Recovery*. La première



Pol Belardi et sa Force : Jérôme Klein au piano, Niels Engel à la batterie et Pierre Cocq-Amann au saxophone alto

est une marche solennelle, nostalgique et optimiste, comme un printemps finalement. Ce genre de pièce musicale qui, au cinéma, pourrait faire basculer dans l'absolu n'importe quelle scène banale de la vie quotidienne. Au cours de la soirée, les morceaux de qualité variable, il faut le dire, forment finalement un tout cohérent. Ressort particulièrement Ernie Hammes, trompettiste de renom, dont la musique brille autant que sa cravate et sa pochette, toutes deux dorées.

Dimanche 13 mars au Trifolion, centre culturel d'Echternach, Pol Belardi conclut enfin sa semaine de concerts au sein du Metromara Jazz Sextet. Vers

17 heures alors que les terrasses du centre-ville sont encore bondées, une cinquantaine de curieux, étudiants en musique ou connaissances assistent néanmoins au spectacle. Sur scène, outre le bassiste, Mara Minjoli est au micro, Olivier Emmitt au trombone, Constantin Krahmer au piano, Jérôme Klein encore, mais cette fois-ci aux synthétiseurs et enfin Pit Dahm à la batterie. Outre par le prisme de la formation Metromara, du nom de la chanteuse, les musiciens se sont rencontrés au Conservatoire d'Amsterdam. D'ailleurs certains d'entre eux ont participé au projet de fin d'étude de Pol Belardi, la vaste suite *Urban voyage*.

La cohésion du groupe paraît évidente. Ils interprètent des compositions extraites de leur album *Self-portrait in twelve colors* paru en octobre dernier. Ressortent *Beauty slave*, critique du paraître et du faux semblant, facile mais efficace, et surtout *Frog*, ré-interprétation sanglante d'un conte populaire. Le prince charmant se métamorphosant ici en grenouille malfaisante qui est tranchée en deux par le texte récité habilement par la chanteuse, explosion de sang et de sons qui fait sursauter une dame qui somnolait au troisième rang.

Le concert terminé marque la fin du marathon de Pol Belardi, qui aura joué cinq concerts en une semaine et ce, avec cinq formations différentes, mais la vie d'un musicien c'est aussi ça. Un rythme effréné, qui est le bienvenu après un début d'année plutôt tranquille et qui représente de son propre aveu, une source de motivation. Un néophyte pourrait logiquement se dire qu'enchaîner les concerts et les formations en faisant des grands écarts stylistiques à foison pourrait amener un musicien à être victime de confusions et autres trous de mémoire. Toutefois, la question ne se pose pas pour un bon musicien qui doit savoir faire la part des choses.

Le projet *Urban voyage* (avec plusieurs membres de Metromara) reprendra vie le temps d'un concert, à Neimënster le 26 mars, avec la participation du groupe DeLäb. Le 31 mars marquera la sortie du nouvel album du Pol Belardi's Force, *Creation/Evolution* en version digitale. Le soir un concert spécial sera donné à cette occasion au Conservatoire de la ville d'Esch-sur-Alzette où le Force sera accompagné par l'Orchestre de chambre du même conservatoire.

Plus d'informations : polbelardi.com ou metromara.com

Photographie

Traces d'Europe...

Lucien Kayser

C'est une chose que de feuilleter un livre de photographies, cela veut simplement dire qu'on les voit, qu'on les regarde les unes après les autres, quitte à revenir en arrière quand on en a envie ; de la sorte, pourtant, une linéarité s'impose, on peut évoquer un parcours, parler même d'un récit, d'une narration. C'est une tout autre chose que de retrouver les mêmes photographies, une bonne partie d'entre elles au moins, dans une exposition, où dans un même moment, dans une sorte de circularité, elles sont toutes dans notre regard. À nous de passer, à un rythme et un ordre dont nous décidons, des unes aux autres, elles sont et restent disponibles, tout le temps. Et c'est un panorama qui s'est installé, plus de narration proprement dite, Armand Quetsch d'ailleurs n'en veut pas, rejette la notion, malgré l'idée de voyage, de Bruxelles à Lampedusa, prévu au départ vers le point d'entrée en Europe des immigrés, des réfugiés.

Son livre, *Dystopian circles/ fragments... all along*, paru chez Peperoni Books, il en a été question ici-même, dans l'édition du 2 décembre 2016. Le regard, pour l'exposition dans les deux salles du Centre national de l'audiovisuel, à Dudelange, a donc changé, et pour reprendre le propos, le jugement d'Armand Quetsch, il s'agit alors de la réduction à l'image, dira-t-on de photographie pure, difficile avec pareil sujet. Toutefois, personne n'échappera maintenant à l'accent mis sur le médium, c'est clair dès l'entrée, avec l'entassement figuré de films dans leurs cartouches, et comme en contraste, gigantesque, le simulacre de bon vieux appareil dont les Italiens, dans tel endroit touristique, ont fait un point d'information. On

peut y ajouter, plus moderne, plus contemporain, un poteau télégraphique, une antenne de réception (mais il faut avouer ne pas être trop connaisseur dans le domaine).

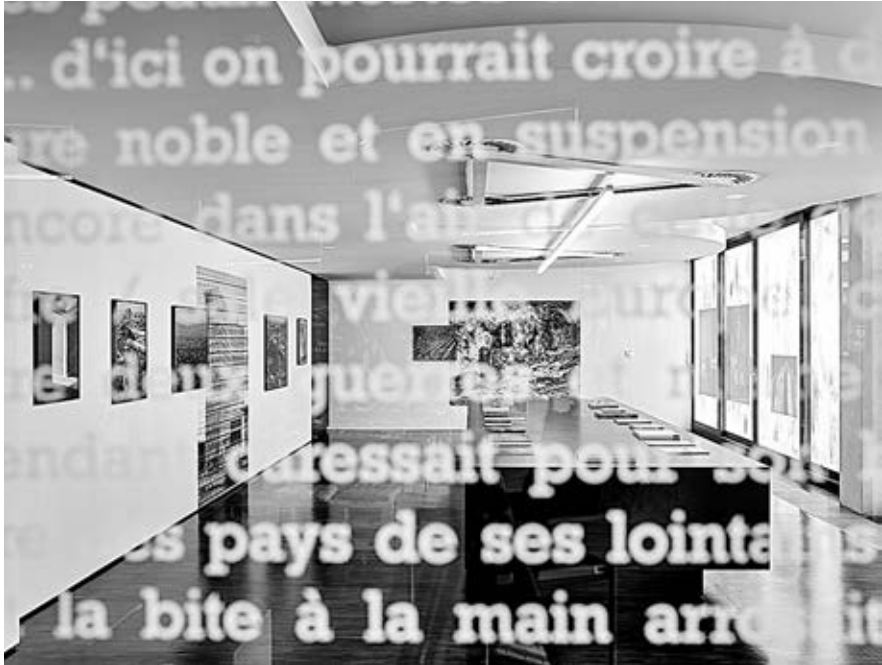
Pour le reste, où dans la confrontation le visiteur prend la relève de l'artiste, c'est passionnant ; on plonge dans l'histoire, on parcourt des pays, des villes, des campagnes. Pour l'histoire, c'est par exemple ce qui reste d'un temple, des colonnes d'ordre corinthien, ou plus près de nous, le musée de Sarajevo, à une époque où il n'était pas encore rouvert après les événements que l'on sait. Des habitations, de grands ensembles, des paysages, des animaux, il y a là ensuite autant de traces d'Europe, on conclura volontiers que la plupart des photographies en portent, indéniable, indélébile, la marque, l'empreinte.

L'exposition du CNA s'étend sur les deux salles appelées justement *Display 01 & 02*. La première nous fait même marcher sur les eaux, un léger frissonnement de vagues, bien différent de ce qu'affrontent ceux qui fuient la guerre ou la misère au risque de leur vie. Dans l'autre salle, dont un côté invite déjà de l'extérieur à coups de photographies affichées entre les parties vitrées au blanc de Meudon, à l'intérieur les mêmes images prennent une aura toute particulière, estompée, s'opposant à la netteté que l'exposition montre ailleurs. Et des livres de photographes, la plupart très connus, comme Walker Evans ou Robert Frank, permettent un approfondissement du sujet ; concernant l'aire en question chez Armand Quetsch, on s'attardera à *Farewell to Bosnia*, de Gilles Peress.

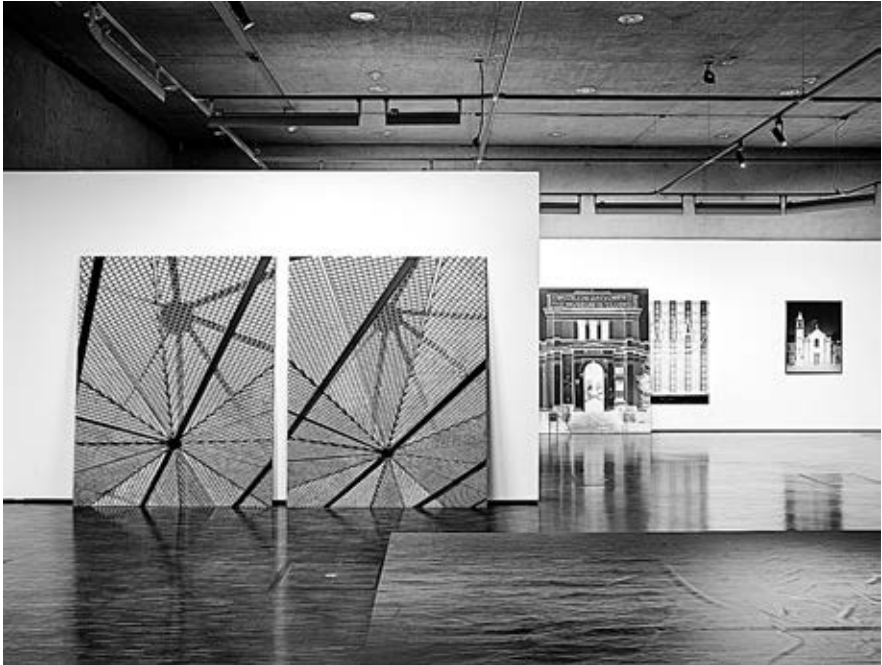
Quand les photographies d'Armand Quetsch passent du livre aux salles d'exposition du CNA

Bien sûr que *Dystopian circles/ fragments... all along* est disponible au CNA. Mais le visiteur jettera un autre coup d'œil dans *Ephemera*, livre d'Armand Quetsch paru précédemment chez Peperoni Books. Et bien longuement dans *Nickla*, le portrait d'un membre de la famille, il avait 89 ans, en 2008. L'Europe, pour y revenir pour finir, c'est la mémoire qu'on garde du passé, le refus de l'oubli ; et c'est avec de l'émotion qu'on tourne les dernières pages de *Nickla*, retour quand même à une sorte de récit, de narration : le vieil homme est assis dans un fauteuil, la main gauche appuyée sur sa canne ; au mur sont accrochés son béret et son écharpe, que de fois il les a mis pour ses promenades, dans les forêts des pages qui précèdent.

L'exposition d'Armand Quetsch, *Dystopian circles/ fragments... all along*, au Centre national de l'audiovisuel, 1b, rue du Centenaire, L-3475 Dudelange, dure encore jusqu'au 14 mai 2017 ; ouverte du mardi au dimanche, de 10 à 22 heures. Table ronde, *Press and photography*, en collaboration avec le *Land*, le 25 mars, à 11 heures, au Pomhouse/CNA ; rencontre avec quatre photographes sur leurs récentes éditions, le 26 avril. www.cna.lu.



Avec Armand Quetsch, on plonge dans l'histoire, on parcourt des pays, des villes, des campagnes



Théâtre

Révolutionnaire poésie ?

La semaine dernière se jouaient en parallèle deux pièces de théâtre on ne peut plus différentes sur une thématique similaire : que vaut une vie humaine et y a-t-il une hiérarchie entre ces vies humaines ? Au Grand Théâtre se jouait la version berlinoise de *Terror* de Ferdinand von Schirach, où le public pouvait juger de la culpabilité d'un pilote de chasse qui, en abattant un avion de ligne avec 164 passagers, sauva les 70 000 spectateurs d'un stade sur lequel un terroriste voulait jeter l'engin qu'il venait de détourner (voir p. 17). Et au Centaure se jouait, à guichets fermés, *Les justes* de Camus, sous la direction de Marja-Leena Junker – qui a repris la pièce sur le métier vingt ans après qu'elle l'ait mise en scène une première fois. Le texte interroge la légitimité des attentats, même s'ils servent une cause que les « terroristes » estiment importante. Ou : est-ce qu'un homme est un homme, fut-il grand-duc ? Deux enfants méritent-ils de mourir pour en sauver des millions ?

Malgré tous les efforts de l'équipe, *Les justes* au Centaure prouve que Camus a pris un sacré coup de vieux



Luc Schiltz en Kaliyev

Le problème des *Justes* est, comme l'écrit l'ancien enseignant de lycée Stéphane Gilbert dans sa critique dans le *Wort*, que la pièce « a été un excellent lieu d'apprentissage humaniste pour des générations de nos lycéens » et qu'elle le reste. Ici, chaque personnage a une fonction exemplaire : il y a le rêveur romantique et un rien niais, qui tombe dans le piège de l'idéalisme exacerbé, Kaliyev (Luc Schiltz), personnage central qui exécutera le grand-duc, symbole de tyrannie. Son amante Dora (Brigitte Urhausen) représente le doute : elle croit que seule la révolution sanglante changera le monde, mais apprendra aussi qu'il « n'y a pas de bonheur dans la haine ». Et il y a Stepan, l'immarscible Stepan (Hervé Sogne), qui a connu la torture au bagne et n'a plus de pitié pour l'ennemi dans ses calèches dorées.

Lorsqu'il écrit sa pièce en 1949, au sortir d'une guerre meurtrière, Camus était plein d'admiration pour la révolution russe et prit un fait réel de 1905 comme base pour sa pièce philosophique. Aujourd'hui, après les attentats de Paris, Nice ou Bruxelles, « nous avons tant besoin d'un idéal, d'une parole profondément humaine, d'une parole d'un intellectuel engagé, d'une parole de vérité » écrit Marja-Leena Junker dans sa note d'intention. Mais elle n'actualise pas la pièce à l'ère contemporaine. Par les costumes et la musique, elle l'ancre dans les années de plomb et la lutte armée de la RAF en Allemagne. On pense alors à *Naissance de la violence* joué ici il y a six ans, sur le Brigade rosso. Un terrorisme de gauche vaut-il mieux qu'un terrorisme de droite ? *Les justes* n'est pas une mauvaise production théâtrale : l'ensemble est cohérent, avec une mention spéciale pour le couple Luc Schiltz / Brigitte Urhausen, qui peut se permettre plus de nuances de jeu, ainsi que Sophie Langevin, excellente en grande-duchesse complètement à l'ouest. Bien qu'ils soient un peu nombreux à huit sur la minuscule scène, encore limitée par le décor claustrophobe de Christian Klein, ils font de leur mieux pour dépoussiérer Camus. Mais la poussière l'emporte. josée hansen

Les justes d'Albert Camus, mise en scène : Marja-Leena Junker, assistée d'Antoine Colla ; scénographie et costumes : Christian Klein ; lumières : Véronique Claudel ; musique : Francesco Mormino, avec Luc Schiltz, Brigitte Urhausen, Sophie Langevin, Mathieu Moro, Franck Sasonoff, Hervé Sogne, Jérôme Varanfrain et Francesco Mormino sera encore joué au Centaure les 18 et 19 mars, en tournée au Kinneksbond à Mamer les 28 et 29 avril ; au Opderschmelz à Dudelange le 10 mai et au Cube à Marnach le 20 mai ; www.theatrecentaure.lu/spectacle/les-justes

Tzeedee

Pascal Schumacher l'affranchi

josée hansen

L'envie le démangeait depuis un bon bout de temps. Un jour, se disait Pascal Schumacher, il jetterait par-dessus bord les normes, les codes et les conventions de sa double formation de musicien classique et de jazz. Tout ce qu'il a appris comme règles et comme standards. La musique n'est-elle pas avant tout un plaisir sensuel, une histoire de liberté ? Son collègue et ami de jeunesse Francesco Tristano Schlimé, avec lequel il a fait un bon bout de chemin déjà et joué dans des formations comme Khalifeschumachertristano (*Afrodiziak*, 2015), ne s'est-ils pas affranchi des conventions et des classifications, estimant que ce que faisait Bach à l'époque, à savoir du rythme avant tout, n'était pas si différent de la techno d'aujourd'hui ? Schlimé compose ses propres morceaux électro et peut jouer debout en jean et baskets dans un club à Ibiza un soir et en smoking devant un public huppé dans une salle de concert de premier ordre le lendemain. L'hybridation est désormais le maître-mot de la musique.

Ce projet de s'affranchir des codes et de sortir de la case jazz, Pascal Schumacher le réalise avec son nouveau disque, *Drops & Points*, un album conceptuel avec lequel il prend le virage électro. Et qui sera présenté deux ans jours pour jour après la sortie de son précédent opus, *Left Tokyo Right*, dont le dernier de 45 concerts vient de clôturer sa tournée, à Marnach. Comme souvent en arts, *Drops & Points* est avant tout une histoire de rencontres, cette fois avec Maxime Delpierre, guitariste français qui est de quatre ans son cadet (Pascal a 38 ans), et qui a travaillé avec des gens comme Jane Birkin, Damon Albarn ou Jeanne Added. À eux deux, ils constituent le cœur du projet, le binôme qui a aussi écrit et composé les sept titres. Sur scène, ils seront rejoints par Jeff Herr à la batterie – et par un quatuor à cordes, « le phantasme de tout musicien » sourit Pascal Schumacher. L'album est « conceptuel » parce que non seulement il constitue un tournant dans l'œuvre du vibraphoniste et compositeur, mais aussi et surtout parce que sur scène, sa présentation sera autant sonore que visuelle : le collectif parisien Scale a imaginé une narration abstraite avec une série de cinq écrans ronds, comme des lunes venant amplifier l'imaginaire du public, déjà nourri par la musique si onirique. Le spectacle a été mis en place lors d'une résidence à la Rockhal en janvier.

Théâtre

Où est Charlie ?

Fabien Rodriguez

Le 7 janvier 2015, la France et la liberté d'expression sont touchés de plein fouet par l'horreur du terrorisme. Ce matin-là, alors que la rédaction de *Charlie Hebdo* est assassinée, des anonymes vivent leur journée tant que faire se peut, bien conscients que cette attaque marquera leur vie. La création de Caryl Férey et Gérard Dumont présentée la semaine dernière à la Kulturfabrik d'Esch-sur-Alzette place Anton, l'une de ces personnes, quelques décennies plus tard, dans une société qui s'est laissée aller à un autre extrémisme : celui du patriotisme avant tout et de la bien-pensance. Une pièce dure, cynique et cinglante, qui joue intelligemment – mais parfois trop – avec les nerfs du spectateur.

Tout commence avec Leila, une SIF, une Sans identité fixe, statut qui équivalait à celui de criminel dans cette France future où chacun est devenu un numéro pour plus de transparence et de sécurité. Leila, qui préfère se faire appeler Lila ou Marie-France pour des raisons évidentes, a trouvé refuge dans une décharge de campagne après un long parcours d'exil politique. Réaliste sur sa situation comme lorsqu'elle déclare « on me considère comme un déchet, alors autant aller direct à la maison mère », elle semble survivre au jour le jour de menu larcins lorsqu'elle rencontre Anton, écrivain dissident visiblement blessé et en fuite. Anton, c'était un adolescent le 7 janvier 2015, il faisait partie de ces qui-dans refusant depuis déjà bien longtemps l'ordre totalitaire établi, il est devenu un rebelle célèbre, braqueur d'hypermarché faisant la Une des journaux. Mais s'il est poursuivi au moment où il tombe sur

« Je crois que nous nous situons à un moment-charnière pour la musique », affirme Pascal Schumacher lors d'un entretien avec le *Land*. Parce que, en réaction à la surstimulation quotidienne et à l'accélération des modes musicales par les nouveaux procédés de distribution et d'écoute, beaucoup de gens prennent le contrepiéd et choisissent de s'asseoir tranquillement pour écouter un disque, peut-être même un vinyle, sur une bonne stéréo. *Drops & Points* est idéal pour cela, c'est même un disque qui ouvre de nouvelles voies, des niveaux supplémentaires de complexité lors d'une écoute à plein volume et en toute concentration. Bien qu'il puisse tout aussi bien tourner en boucle en arrière-fond.

Chacun des titres est un voyage sensuel à lui seul. Comme le deuxième morceau, *Dots* (c'est vrai que les titres des chansons ne sont pas très originaux, toujours dans l'association aux points et aux gouttes) : cela commence avec un beat électro et du piano, auquel s'ajoutent ensuite le vrombissement de basses électroniques, avant que, à la quatrième minute, il y ait un autre crescendo grâce à la guitare. Sur ce disque, Pascal Schumacher s'avère multi-instrumentiste : à côté de son vibraphone de prédilection, il joue du glockenspiel léger, mais aussi des synthés, qui constituent la base de ce disque. Tour-

Il écrit de la musique de film – sans le film. Notes sur *Drops & Points* de Pascal Schumacher

ner des boutons et brancher un maximum de machines, voilà une compétence qu'il s'est appropriée en autodidacte – et avec l'aide de ses amis musiciens et/ou ingénieurs du son. Avec *Drops & Points*, Pascal Schumacher prouve à nouveau qu'il sait faire des musiques de film, des voyages à travers des tapis sonores et des ambiances sensuelles – sans les films. Son émerveillement presque enfantin pour la

beauté des sons et de la vie en général fait penser à Ludivico Einaudi en musique ou à Terrence Malick au cinéma. Il y a pire comme références.

Drops & Points de Pascal Schumacher est disponible en CD, vinyle ou en téléchargement chez Modulating Music ; le concert de à la Philharmonie, le 25 mars, se joue à guichets fermés ; www.pascalschumacher.com.



Pascal Schumacher

Si les premiers échanges entre les deux personnages sont extrêmement tendus, Leila va petit à petit réussir à calmer Anton et à gagner sa confiance : elle le soigne, trouve un terrain d'entente sur leurs parcours semés d'embûches et réussit même à l'attendrir avec un enthousiasme sans faille. Mais alors que le propriétaire de la décharge, ancien chanteur à succès aussi fantasque qu'il ne semble pervers, fait une apparition grotesque et qu'Anton accepte d'emmener Leila avec lui, tout seffondre. Elle n'est pas celle qu'il a fini par croire, elle n'en veut qu'à ses fichiers volés qui lui donneront le droit de retrouver ses papiers et éventuellement son fils perdu... La fin de cette courte histoire ne sera pas heureuse, ce n'est plus possible.

7 Janvier(s) est une pièce forte, un texte brillant, sans concession avec le politiquement correct. La mise en scène anxiogène de Gérard Dumont, plaçant l'action au centre d'un cercle de spectateurs et utilisant de manière plutôt réussie un jeu de lumières agressives, malheureusement combinées à des noirs-scène bien trop nombreux, souvent inutiles et pénibles, vient ajouter à l'impact et au malaise générés par les interactions morbides des personnages, tous interprétés avec brio. Qu'il s'agisse d'Anton et de Leila, tous deux enlisés dans des problèmes qui les dépassent, de l'ignoble propriétaire de la décharge, archétype d'un vilain sans morale digne de Pasolini, ou de son frère attardé et violent qui ne trouve le repos que dans les bras de leur prisonnière, chaque interprète – Nathalie Grenat, Damien Olivier, Pierre Piétras et Serge Wolf – apporte son style et sa valeur ajoutée à cette pièce. À chaque instant, ils concourent à transmettre l'envie d'en découdre de Caryl Férey et

7 janvier(s) de Gérard Dumont est une pièce dure, cynique et cinglante, qui joue intelligemment – mais parfois trop – avec les nerfs du spectateur

Gérard Dumont : « Avec ce titre, la chose était claire, le contenu évident. Nous avions la rancœur tenace, l'évidence du propos. Nous savions sur qui porter nos coups et nos mots d'amour »...

L'ironie amère, le public la retrouve dans un propos de Leila, qui crie à Anton : « Mourir pour de l'humour, pour des dessins, ce serait tragique ! », et c'est finalement elle qui clôt l'acte avec amour, en lui promettant de transmettre cet humour, de le rendre public et de renverser cette nouvelle forme d'obscurantisme qui les rend si malheureux...

7 Janvier(s) de Caryl Férey et Gérard Dumont ; mise en scène : Gérard Dumont ; création lumière : Xavier Boyaud ; avec : Nathalie Grenat, Damien Olivier, Pierre Piétras et Serge Wolf ; une production du Théâtre K., en coproduction avec la Kulturfabrik et la Ferme d'En Haut à Villeneuve d'Ascq ; pas d'autres représentations au Luxembourg.



Une mise en scène anxiogène de Gérard Dumont

Theater

Man kocht halt mit Wasser



Nathan der Weise

Claude Reiles

Zur alljährlichen Tradition gehören die Gastspiele des Deutschen Theaters Berlin im Grand Théâtre de Luxembourg am Winterende. Aus dem Repertoire der vergangenen Monate bietet das Ensemble 2017 mit Lessings *Nathan der Weise* einen Klassiker der Aufklärung, mit Ferdinand Schmalz' *Herzzerfresser* ein mittlerweile etabliertes *Enfant terrible* österreichischer Literatur und schließlich die Inszenierung von Ferdinand von Schirachs *Terror*, einem Erfolg dank Konzeption und Aktualität. Zwischen diesen Produktionen einen roten Faden zu spinnen, etwa im Sinne der Gewalt als Antwort auf interkulturell unterschiedliche Wertvorstellungen, erweist sich als obsolet und wenig zielführend. Unabhängige Betrachtungen bieten sich demnach an.

Andreas Kriegenburg nähert sich Lessings *Nathan der Weise* auf überaus eigensinnige Art. Wer sich mit den Grundlagen des Regietheaters wenig anfreunden kann, mag angesichts rumorender Informationen über epische 160 Minuten mitsamt einer vorangestellten Menschheitsgeschichte und bewusstem Fokus auf das Komische gestöhnt haben. Doch erweisen sich die künstlerischen Abweichungen vom Urtext als stringente Handgriffe. Sie würdigen die hochaktuelle Kernbotschaft (erwartungsgemäß sehnt ein ganzes Publikum die glaubensliberale Ringparabel herbei) und begegnen Lessings unzeitgemäß und konstruiert verkündeter Enthüllung mit gerechtfertigtem Augenzwinkern.

Die Vorstellung von einer einzig wahren Religion muss als fataler Treppennwitz der Menschheitsgeschichte verstanden werden. Muslime, Christen und Juden sind doch nichts weiter als gleiche Menschen, geformt aus dem Lehm von Mutter Erde. Und so lässt Kriegenburg sein Ensemble um Elias Arens und Nina Gummich mit der Liebkosung zwischen Adam und Eva in einem urzeitlichen Raum und in Lehm-schlamm eingeschmiert zu den Darstellern von Lessings eigentlichem Text mutieren.

Comic-Figuren ähnlich, ja nahezu wie die überdrehten Charaktere eines Stummfilms, trippeln und hüpfen

Das Deutsche Theater Berlin gastiert mit Lessing, Schmalz und von Schirach am Grand Théâtre – solide, mit mancherlei Kniff, von Höhepunkten frei

fen die Protagonisten um einen überdimensionalen Holzkubus, von Kirmesmusik untermalt. Ganz so, als versteckte sich dahinter die Metapher einer höheren Macht, einer göttlichen Instanz, bewegen sich die Figuren wie von Wahnsinn getrieben um diesen an Kubricks *2001: A Space Odyssey* angelehnten Kulissenkniff. Im Inneren offenbart sich dann ein zweiter Bühnenbereich, flexibel einsetzbar. Darin zeigt sich etwa der katholische Patriarch, der in lächerlicher Fettleibigkeit auf dem Klo verweilt, sich keuchend erleichtert und im Anschluss das hineingefallene Kreuzifix aus den eigenen Exkrementen zu fischen sucht.

Eigentlich wirkt Lessings dem Genre einer Verwechslungskomödie ähnliche Handlung doch recht altbacken. Weshalb das Komödiantische in Kriegenburgs Inszenierung als erfrischendes Augenzwinkern gedeutet werden kann. Folgerichtig wirkt lediglich der Vortrag der hochaktuellen Ringparabel ernsthaft. Als Nathan der Weise in diesen Versen die Unmöglichkeit eines einzig wahren Glaubens zur Sprache bringt, wirkt die Berliner Inszenierung plötzlich klassisch, ursprünglich. Für wenige Momente möchte hier kein Regisseur seine eigenen Spuren hinterlassen. Der prominenteste und zentrale Moment in Lessings Text wird auch aus einer Position über dem Kubus vorgetragen, als sei nicht eine Göttlichkeit, sondern der Respekt aller gegenüber allen die einzig mögliche Wahrheit. Die Vernunft thront über Gott.

Der Glaube an eine völlig andere Religion, den schnöden Mammon und die organische Dekonstruktion jener, die sich gegen diesen Götzen richten, finden ihr Forum in Ronny Jakubaschks Inszenierung von Ferdinand Schmalz' *Herzzerfresser*. Ein gigantisches Einkaufszentrum, Herzstück des Bürgermeisters Rudi, soll auf ausgetrocknetem Sumpfgebiet errichtet, dazu von gigantischen Stützpfeilern gesichert werden. Investitionen in die Region erhofft sich der tobsüchtige und bigotte Politiker (herrlich: Harald Baumgartner). Da passt es gar nicht ins Bild, dass in den Tagen vor der feierlichen Eröffnung die sprichwörtlich herzlosen Leichen von zwei Frauen auf dem Areal entdeckt werden: Der Herzzerfresser treibt sein Unwesen. Nun mag das neue Werk des Grazer Jungdramatikers Ferdinand Schmalz, wie angekündigt, vordergründig als Kriminalgeschichte fungieren, im Subtext auch die linguistische Auseinandersetzung mit organischen Redewendungen stecken. Ja, das passt durchaus. Schmalz zerlegt die Bilder seiner Lexik und Idiomatik, indem er sie von der Bildhaftigkeit des übertragenen Sinnes so Boden reißt und sie wortwörtlich nimmt. Ein Reiz ist diesem Text österreichischer Diktion in diesem Sinne abzugewinnen. Und doch darf nicht vergessen werden, dass die Perversion kapitalistischer Bedingungslosigkeit und die verunmenslichte Atmosphäre, wie in vielen anderen Werken Schmalz', hier ebenfalls von größter Bedeutung ist. Der industrielle Größenwahn des Stadtoberhauptes frisst die Bürger seelisch in skurril surrealer Manier, die Konstruktion bekommt bereits am Tag der Eröffnung Risse. Die Darsteller bewegen sich folgerichtig zwischen Metallpfeilern, die „unter der Last der Kauftempel einzusinken drohen“. Die Seelenlosigkeit des so genannten Westens und dessen Flucht in Gewaltorgien wirkt wie ein zentraler Punkt in den Werken von Ferdinand Schmalz. Doch fanden dieselben Abgründe 2016 in Anne Simons *Dosenfleisch*-Inszenierung eine erdrückendere Sprache.

An den beiden letzten Abenden des Berliner Theaters am Freitag und am Samstag ernannte dann

Cinémasteak

La conquête de l'espace intérieur

Adapté du livre de science-fiction de Stanislas Lem, *Solaris* (1972) est le troisième film d'Andrei Tarkovski (1932-1986). Après les écueils survenus lors du montage et de la distribution d'Andrei Roublev (achevé en 1966, le film ne sortira en URSS qu'au mois de décembre 1971), ce nouveau projet constitue l'unique commande que l'État confiera au réalisateur au cours de sa carrière soviétique. Malgré les nombreuses remarques émises par les autorités cinématographiques, *Solaris* est finalement présenté sans modification le 13 mai 1972 au Festival de Cannes. Il y obtient le Grand Prix Spécial du Jury, confirmant le succès critique que rencontrent à l'étranger les films de Tarkovski, dix ans après le Lion d'or obtenu en 1962 par *L'Enfance d'Ivan* à la Mostra de Venise.

Solaris de Tarkovski revêt les oripeaux de la science-fiction pour actualiser un drame chrétien

Le protagoniste de *Solaris*, Kris Kelvin (Donatas Banionis), est un psychologue obtus et incrédule qui, à l'instar de saint Thomas, ne croit qu'en ce qu'il voit. Au cours d'une interview, le réalisateur le qualifiera de « petit-bourgeois ». Envoyé sur un vaisseau spatial sur lequel se produisent des phénomènes paranormaux, Kelvin découvre à son arrivée une situation chaotique qu'il avait peine à imaginer. Parmi l'équipe de scientifiques à bord, il ne reste plus que Snaut (Jüri Jarvet) et Sartorius (Anatoli Solonitsyne, acteur fétiche de Tarkovski). Le troisième homme, Girbarian (Sos Sarkissian), s'est donné la mort à la suite d'une longue dépression. Pour pouvoir comprendre l'attitude et les propos étranges de ses coéquipiers, il faudra que Kelvin fasse à son tour l'expérience sensorielle et mémorielle de la planète Solaris.

L'univers inconnu de *Solaris* désigne aussi bien l'espace intérieur qui nous habite et nous échappe – la versatilité des sentiments, l'élaboration inconsciente des images de rêve, la persistance sélective de certains souvenirs. *Solaris* constitue en ce sens une plongée dans les profondeurs intimes de l'être, cependant que la science-fiction se déplace vers un mélodrame dont la finalité est morale. Confronté aux apparitions miraculeuses de la femme qu'il aimait et qui s'est suicidée (Harey, interprétée par la merveilleuse Natalia Bondartchouk), Kris Kelvin doit reconnaître sa culpabilité avant d'entamer une vocation à aimer. Des épreuves jalonnant sa passion amoureuse dépendent les conditions d'une rédemption conjugale.

Soutenu en France par la presse communiste (*L'Humanité*) comme par les médias d'obédience catholique, *Solaris* revêt les oripeaux de la science-fiction pour actualiser un drame chrétien. Le film de Tarkovski resta fidèle à la lettre, comme en témoigne la dernière phrase du livre homonyme de l'écrivain polonais : « Quels accomplissements, quelles railleries, quelles tortures attendais-je encore ? Je l'ignorais, j'ignorais tout, et je persistais dans la foi que le temps des miracles cruels n'était pas révolu. » Qui a prétendu que le régime soviétique était athée ? Loïc Millot

Solaris (*Solyaris*, 1972) d'Andrei Tarkovski sera projeté le mardi 21 mars 2017 à 20h30 à la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, place du Théâtre. Le film est précédé d'une introduction de Thierry Besseling au sujet de sa restauration numérique.

Hasko Weber die Zuschauer von Ferdinand von Schirachs *Terror* zu Richtern im Strafprozess gegen Lars Koch, jenem Kampfpiloten, der eigenmächtig und gegen den Befehl seiner Vorgesetzten entscheidet, ein entführtes Passagierflugzeug mit 164 Insassen an Bord abzuschießen, um damit 70 000 Menschen in der von den Entführern angesteuerten Münchner Allianz-Arena zu retten. Mit Timo Weisschnur und Almut Zilcher in den Hauptrollen offenbart sich dem Publikum durch Zeugenaussagen und durch die Plädoyers von Staatsanwalt und Verteidiger ein Gesamtbild, das die Zuschauer am Ende dazu befähigen soll, den Piloten des Mordes schuldig oder unschuldig zu befinden.

Webers Inszenierung erlaubt sich jedoch so manche Regieentscheidungen, die an der nötigen Sachlichkeit des Verfahrens rütteln. So wird das Militär recht tölpelhaft (Christian Lauterbach) karikiert und Koch gar als auf dem Boden Gekreuzigter dargestellt. Auch der wiederholte Hang zu einer Reinwaschung der Hände lenkt das Publikum wertend.

Wertneutral gesellt sich die futuristische Videoprojektion dazu, an die graue Betonkulisse geworfen. Sie deutet Unfall, Gerichtsbarkeit und die Zerrissenheit des Kampfpiloten in surrealen Mustern an. Diese Ebenen wirken ein in die eher dokumentarische Prägung der eigentlichen Handlung. *Terror* ist

Theater, das dem Zuschauer moralische Abwägungen aberlangt und um Antworten ringt, die derzeit so aktuell wie hysterisch gesucht werden.

Die DTB-Woche entpuppt sich letztlich als Theaterreihe ohne einen klaren Höhepunkt, ohne einen wirklichen Star. Auch hier wird nur mit Wasser gekocht. Über weite Strecken jedoch erweist sie sich als Publikumserfolg mit manch originellen Ideen und einer soliden Darstellerleistung samt Abstrichen.

Nathan der Weise von G. E. Lessing; eine Produktion des Deutschen Theaters Berlin; Regie von Andreas Kriegenburg; Bühne von Harald Thor; Kostüme von Andrea Schraad; Licht von Cornelia Groth; Ton von Wolfgang Ritter und Martin Person; Dramaturgie von Juliane Koepp; mit Elias Arens, Nina Gummich, Bernd Moss, Julia Nachtmann, Jörg Pose, Natali Seelig.

Der Herzzerfresser von Ferdinand Schmalz; eine Produktion des DTB; Regie von Ronny Jakubaschk; Bühne und Kostüme von Matthias Koch; Musik von Bastian Bandt; Licht von Peter Grahm, Dramaturgie von Hannes Oppermann; mit u. a. Thorsten Hiersche, Lorna Ishema, Harald Baumgartner, Elias Arens, Isabel Schosnig.

Terror von Ferdinand von Schirach; eine Produktion des DTB; Regie von Hasko Weber; Bühne von Thilo Reuther; Video von Daniel Hengst; Licht von Heimhart von Bültzingslöwen; Dramaturgie von Ulrich Beck; mit u. a. Almut Zilcher, Timo Weisschnur, Aylin Esener, Franziska Machens, Helmut Mooshammer, Lisa Hrdina.

Photojournaliste et/ou auteur?

Une discussion sur l'interprétation de l'image et la documentation photographique dans la presse au Luxembourg, à l'exemple de la série d'interventions de photographes dans le *Lëtzebuurger Land*



Samedi 25 mars 2017 à 11 heures

au Pomhouse du CNA,
1b, rue du Centenaire
à Dudelange

Avec : Sven Becker, Josée Hansen, Andrés Lejona,
Ann Sophie Lindström et Armand Quetsch
Coordination : Christian Mosar

Entrée libre

Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse

Postes vacants

Le Service national de la jeunesse se propose d'engager

Quatre employé(e)s A1

à 40 heures/semaine et à durée indéterminée ;

Un(e) employé(e) A1

à 20 heures/semaine et à durée indéterminée.

Les candidat(e)s aux postes d'employé(e)s doivent être titulaires d'un grade ou diplôme délivré par un établissement d'enseignement supérieur reconnu par l'État du siège de l'établissement et sanctionnant l'accomplissement avec succès d'un master en pédagogie, en psychologie ou de son équivalent.

Les tâches relatives à ces postes peuvent être consultées à l'adresse internet suivante :
<http://postes-vacants.men.lu/>

Les candidat(e)s auront une connaissance adéquate des langues luxembourgeoise, française, allemande et anglaise. Ils (Elles) maîtriseront par ailleurs les outils informatiques usuels.

Une première sélection sera faite sur base des dossiers.

Les candidatures accompagnées d'un curriculum vitae, d'une copie du diplôme requis ainsi que d'une photo récente sont à envoyer à
Monsieur le Directeur du Service national de la jeunesse
B.P. 707
L-2017 Luxembourg
pour le 24 mars 2017 au plus tard.

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Ponts et Chaussées
Division des travaux neufs

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 03.05.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Division des travaux neufs (DTN)
21, rue du Chemin de Fer
L-8057 Bertrange
dans le bâtiment H1, 2^e étage

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Autoroute A4 – Échangeur de Pont-pierre Construction des ouvrages d'art 01 et 02, élargissement de l'ouvrage existant 1106

Description succincte du marché :
– Démolition d'ouvrages existants en béton armé : 1 050m³ ;
– Déblais généraux avant autofonçage au droit des ouvrages d'art 01 et 02 sur l'autoroute A4 : 12 000m³ ;
– Déblais fins en parallèle avec l'autofonçage au droit des ouvrages d'art 01 et 02 sur l'autoroute A4 : 3 200m³ ;
– Evacuation des déblais en excès : 39 000m³ ;
– Couches portantes en grave-laitier 0/32 GL préfissuré : 3 000 to ;
– Implantation des forages : 40 unités ;
– Tirant d'ancrage provisoire Ts = 300 kN : 40 unités ;
– Tirant d'ancrage provisoire Ts = 600 kN : 40 unités ;
– Coffrages parois soignées parements simples : 3 700 m² ;
– Béton C35/45, catégorie 3 : 3 300 m³ ;
– Béton C30/37, catégorie 4LP : 2 100 m³ ;
– Armatures passives à haute adhérence : 750 000 kg ;
– Surfaçage « hélicoptère » texture lisse : 3 200 m² ;
– Joints d'étanchéité injectables : 320 m.
Début/Durée prévisible : octobre 2017 pour une durée de 360 jours ouvrables

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être téléchargés à partir du portail des marchés publics (www.pmp.lu) ou bien être retirés auprès de
l'Administration des ponts et chaussées
Division des Travaux Neufs
21, rue du Chemin de Fer
L-8057 Bertrange
dans le bâtiment H1, 2^e étage,
à partir du mercredi 15 mars 2017 les jours ouvrables de 09.00 à 11.30 heures après commande 2 jours à l'avance et par courriel à l'adresse dtm@pch.etat.lu.

Les pièces de soumission ne peuvent être retirées que jusqu'au mercredi 26 avril 2017 jusqu'à 11.30 heures. Il ne sera procédé à aucun envoi des documents.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour l'échangeur de Pontpierre, construction des ouvrages 01 et 02, élargissement de l'ouvrage existant 1106 » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément

ment à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
13.03.2017

La version intégrale de l'avis n° 1700375 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Gemeng Pëtschent

Avis au public

- En matière d'aménagement communal et de développement urbain -

En exécution de l'article 12 de la loi modifiée du 19 juillet 2004 concernant l'aménagement communal et le développement urbain, il est porté à la connaissance de toutes les personnes intéressées que le conseil communal, dans sa séance du 09 mars 2017 a délibéré sur un

projet de modification ponctuelle de la partie écrite et graphique du plan d'aménagement de la commune de Putscheid

Cette modification ponctuelle de la partie écrite et graphique est en directe relation avec un projet du maître d'ouvrage CHNP pour la construction d'un centre thérapeutique pour jeunes à Putscheid au lieu-dit « Um Haff ».

Conformément à l'article 12 de la loi du 19 juillet 2004 concernant l'aménagement communal et le développement urbain, la délibération du conseil communal ainsi que le projet de modification ponctuelle de la partie écrite du plan d'aménagement général sont déposés à la maison communale à partir du 14.03.2017 au 14.04.2017 inclus.

Conformément à l'article 13 de la loi précitée, les observations et objections contre le projet sont à présenter par écrit au collège échevinal de la commune de Putscheid avant le 15.04.2017, à peine de forclusion.

Un résumé de la modification ponctuelle de la partie écrite et graphique est publié sous forme électronique sur le site www.putscheid.lu.

Une réunion d'information avec la population sera tenue par le collège échevinal, mardi, le 28 mars 2017 à 19.30 heures dans la salle des fêtes 1 Neit Wunnen à L-9462 Putscheid.

Le collège échevinal,

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 03.05.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de toiture à exécuter dans l'intérêt de la nouvelle construction sports et réfectoire du Lycée technique du Centre à Luxembourg.

Description succincte du marché :
2 toitures plates y compris des travaux de charpente en bois, travaux d'isolation et d'étanchéité.
– Toiture halles de sport :
– 150 m³ de bois de sapin
– 1 350m² d'isolation thermique 20 cm
– 1 350 m² de membrane de protection monocouche
– Toiture réfectoire :
– 1 150 m² d'isolation thermique 20 cm
– 1 150 m² de membrane de protection monocouche
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible des travaux est de 125 jours ouvrables.
Début prévisionnel des travaux : 2^e semestre 2017

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
– Effectif minimum en personnel occupé dans le métier concerné : 20 personnes
– Chiffre d'affaires annuel minimum dans le métier concerné : 2 500 000 euros
– Nombre minimal de références pour des ouvrages analogues et de même nature : 3 références

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de toiture dans l'intérêt de la nouvelle construction sports et réfectoire du Lycée technique du Centre à Luxembourg » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
16.03.2017

La version intégrale de l'avis n° 1700226 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Mitteilung

zur Jägerprüfung 2017/18

Die Naturverwaltung organisiert demnächst einen neuen Zyklus zur Vorbereitung auf die Jägerprüfung, die zum Erhalt des ersten Jagdscheines erforderlich ist.

Somit werden die Interessenten/innen gebeten, ihre Kandidatur zur Teilnahme an der Jägerprüfung 2017 vor dem 1. April 2017 bei der Naturverwaltung einzureichen.

Die Einschreibformulare sowie genaue Informationen über die Modalitäten und den Ablauf des Praktikums, der Vorbereitungskurse sowie der Prüfung sind bei der
Naturabteilung der Naturverwaltung
81, avenue de la Gare
L-9233 Diekirch
Tel.: 40 22 01-1
Fax: 40 22 01 651

erhältlich oder können unter folgender Adresse heruntergeladen werden:
<http://www.guichet.public.lu/citoyens/fr/loisirs-benevolat/permis-licences/pratique-chasse/certificat-aptitude-chasse/index.html>

Mitgeteilt von der Naturverwaltung



Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 26.04.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Le Fonds Belval
1, avenue du Rock'n'Roll
L-4361 Esch-sur-Alzette
Tél. : +352 26840 1
E-mail : soumission@fonds-belval.lu

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Soumission relative à la fourniture et pose de rayonnages mobiles pour les équipements la Maison du Livre à Belval.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
À télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu)

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
La remise électronique des offres est autorisée pour cette soumission. Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
10.03.2017

La version intégrale de l'avis n° 1700374 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Fonds pour le Développement du Logement et de l'Habitat

Appel de candidatures

Procédure : négociée
Type de marché : Services

Date limite de remise des candidatures :
05.04.2017 à 16.00 heures

Intitulé :
Appel de candidatures pour un architecte, mandataire d'un futur groupement de maîtrise d'oeuvre globale (à constituer), Projet 2353_Walferdange

Description :
Appel de candidatures relatif aux services d'architectes, en tant que futurs mandataires d'un groupement de maîtrise d'oeuvre, constitué d'un architecte, d'un ingénieur en génie civil et d'un ingénieur en génie technique au minimum, en vue de la conclusion d'un marché négocié, basé sur les contrats-types « Maîtrise d'oeuvre globale » du Fonds du Logement, pour la réalisation d'une mission lot infrastructure pour le projet suivant : pour les travaux d'infrastructures et aménagements extérieurs pour le projet 2305_Weltgebond à Mamer, nouveau quartier composé de maisons en bande et résidences.

Réception des candidatures :
Ne sont considérés que les dossiers complets remis avant la date limite du 5 avril 2017 à 16.00 heures à l'adresse du

Fonds du Logement
74, Mühlenweg,
L-2155 Luxembourg,
à l'attention de Madame Tania Fernandes, Présidente,
avec la mention : « Candidatures d'architectes pour le projet 2353_Walferdange ».

La version intégrale de l'avis n° 1700381 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Poste vacant

La Direction de la Santé

procède à l'engagement à tâche partielle de 30 heures/semaine et à durée déterminée du 1.04.2017 au 19.09.2017

d'un employé (m/f) A2 de la carrière de l'orthophoniste

pour les besoins du Service audiophonologique.

Des renseignements complémentaires pourront être obtenus par téléphone au 24 77 55 00 ou par e-mail à l'adresse sap@ms.etat.lu.

Les demandes avec curriculum vitae ainsi que les copies des diplômes et certificats, de la reconnaissance du diplôme et de l'autorisation d'exercer sont à adresser à la
Direction de la Santé
Villa Louvigny
Allée Marconi
L-2120 Luxembourg
pour le 25 mars 2017 au plus tard.

Communiqué par la Direction de la Santé

Fonds pour le Développement du Logement et de l'Habitat

Appel de candidatures

Procédure : négociée
Type de marché : Services

Date limite de remise des candidatures :
05.04.2017 à 16.00 heures

Intitulé :
Appel de candidatures pour un urbaniste/architecte, mandataire d'un futur groupement de maîtrise d'oeuvre globale (à constituer).

Description :
Appel de candidatures relatif aux services d'urbanismes/architectures, en tant que futurs mandataires d'un groupement de maîtrise d'oeuvre, constitué d'un urbaniste/architecte et d'un ingénieur en génie civil, au minimum, en vue de la conclusion d'un marché négocié, basé sur les contrats-types « Maîtrise d'oeuvre globale » du Fonds du Logement, pour la réalisation d'une mission lot infrastructure pour le projet suivant : pour les travaux d'infrastructures et aménagements extérieurs pour le projet 2305_Weltgebond à Mamer, nouveau quartier composé de maisons en bande et résidences.

Réception des candidatures :
Ne sont considérés que les dossiers complets remis avant la date limite du 5 avril 2017 à 16.00 heures à l'adresse du
Fonds du Logement
74, Mühlenweg
L-2155 Luxembourg,
à l'attention de Madame Tania Fernandes, Présidente,
avec la mention : « Candidatures d'urbanistes/architectes pour le projet 2305_Mamer Weltgebond ».

La version intégrale de l'avis n° 1700382 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

d'LëtzebuengerLand

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant, rédacteur en chef** Romain Hilgert (48 57 57-22; rhilgert@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Michèle Sinner (48 57 57-20; msinner@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (sbecker@land.lu) **Administration** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Publicité** Maison Moderne Media Sales 10, rue des Gaulois Luxembourg; boîte postale 728, L-2017 Luxembourg (27 17 27 27-32; francis.gasparotto@maisonmoderne.lu) ; **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 3,50 € **Abonnement annuel** 120,00 € **Abonnement étudiant/e** 65,00 € **Comptes en banque** CCPLLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLLLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Kino

Schwerelose Existenzen

Anina Valle Thiele

„Eine experimentelle Dreiecksgeschichte im Herzen der Musikerszene von Austin“, heißt es vielversprechend in der Ankündigung von *Song to Song*, der als internationale Filmpremierre den krönenden Abschluss des 7. Luxembourg City Filmfestivals markierte.

Terrence Malicks Filme sind poetische Collagen aus Licht, Stimmungen und Sound. Dem Zuschauer fügen sie sich entweder zu einem Puzzle zusammen oder bleiben eben rätselhaft. Die Einstellungen in Malicks Filmen beeindrucken und wirken nach: weite Horizonte, rauschende Wälder oder Wellen. *The Tree of Life* gleicht so einem Bewusstseinsstrom und wurde bei den 64. Filmfestspielen in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet.

An *Song to Song* hat Malick gut fünf Jahre lang gearbeitet. 2012 fanden die Dreharbeiten statt, erst vor kurzem schloss er die Postproduktion ab. Die letzte, ungeschnittene Fassung war acht Stunden (!) lang und trug den Arbeitstitel *Weightless*. Das Motto ist prägend für den Film, der in 120 Minuten um die intrigante Musikerszene in Austin/Texas kreist und mit einer hochkarätigen Besetzung lockt: Ryan Gosling, Rooney Mara, Michael Fassbender, Nathalie Portman und Cate Blanchett. Daneben haben Sänger und Bands wie Iggy Pop, Red Hot Chili Peppers und Patti Smith Auftritte. Man folgt Aufnahmen von Konzerten, jubelnden Menschenmassen, zugehörntem Underground.

Faye (Rooney Mara) und BV (Ryan Gosling), beide traumtänzerische Songwriter, begegnen sich auf einer Cocktailparty, verlieben sich Hals über Kopf und zelebrieren ihr kopfloses Verliebtsein. In ihrem Wunsch, Karriere zu machen, lassen sich beide auf den Produzenten Cook (Michael Fassbender), eine Schlüsselfigur der Musikszene, ein.

Doch wer wirklich liebt, verletzt. Scheinbar teilnahmslos treiben die Figuren durch den Film und flüchten sich in kurzweilige Sex-Affären. Ihrem Treiben folgt man wie in einem Rausch. „Wir leben von



Die hässliche Fratze der Musikszene schwebt über dem Film

Terrence Malicks *Song to Song* markierte als internationale Filmpremierre den krönenden Abschluss des 7. Luxembourg City Filmfestivals

song to song – von Kuss zu Kuss“, erklingt die Stimme von Faye aus dem *Off*. Der dialogarme Film lebt von seinen Aufnahmen in Mexiko und Texas, vor allem aber von einer schwebenden Kameraführung (Emmanuel Lubezki). Dass kaum ein roter Faden erkennbar ist, mag auch daran liegen, dass Malick offenbar auf ein Skript verzichtet hat und bewusst auf Assoziationsketten setzt. Er habe Zettelchen mit Emotionen verteilt und die Schauspieler machen lassen, heißt es. Eine gewagte Regie, die sich jedoch bewährt: Ryan Gosling fällt schon mal vom Stuhl, Rooney Mara dreht Pirouetten hinter dem Vorhang, Michael Fassbender verliert sich im Drogenrausch und in Sex-Exzessen mit Minderjährigen.

Die hässliche Fratze der Musikszene schwebt über dem Ganzen. So sind die Auftritte des Musikproduzenten vollendet chauvinistisch, wenn er sich in selbstverliebter Manier Drogen aller Art reinpfeift und Sexorgien mit Minderjährigen im Rausch zelebriert, oder wenn er Nathalie Portman als Kellnerin einer Bar mit einem anzüglichen Spruch aufreißt: „Help me, I have a condition – I can’t be let alone.“ Hinzu kommt, dass Malick es leider nicht lassen kann, gegen Ende moralisch zu werden, indem er das einfache Arbeitsleben idealisiert und es dem dekadenten Rausch der Musikerszene entgegensetzt.

Song to Song wird sicher kein Publikumsknaller, dazu ist er zu experimentell und zu wenig Mainstream. „It was very much art house!“, hörte man denn auch vereinzelte Kritikerstimmen. Dem Vorwurf, seine Filme seien zu verkopft, scheint der Filmpoet Malick mit Gelassenheit zu begegnen. Keine Frage, wer sich nur berieseln lassen will, dem wird *Song to Song* zu komplex sein. Und doch wird man sich seiner Sogwirkung nicht entziehen können. Man ertappt sich dabei, Bilder einzufangen zu wollen, Einstellungen zu interpretieren und wird mitgezogen vom Strudel der Bilderflut. Malick schafft es, den Zuschauer in eine schwebende Stimmung zu versetzen, und diese Stimmung wirkt lange nach.

Luxembourg City Film Festival

Souffleur d'intrigues et d'humanisme

Fabien Rodrigues

Pendant cette édition 2017 du Luxfilmfest, si la présence Ray Liotta a déchainé les internautes et les cinéphiles de la première heure avec sa gueule de gentil voyou, il est une présence plus discrète et tout aussi prestigieuse qui est loin d'avoir laissé indifférent le public du festival : celle de l'auteur au succès international Douglas Kennedy, maître de l'intrigue policière populaire, mais aussi personnalité pétrie de tolérance et de bienveillance, notamment envers les catégories sociales stigmatisées. Il a livré, non seulement lors d'un événement qui lui était consacré au Magic mirror de la Place de la Constitution le 7 mars, mais également lors de ses interviews, tantôt son approche de la littérature et son rapport étroit au cinéma, tantôt des morceaux de lui plus intimes, plus personnels tant dans l'anecdote que dans la conviction.

Si Douglas Kennedy est avant tout une machine à *best-sellers* avec des titres qui se vendent à coups de

millions d'exemplaires à travers la planète et parfois adaptés au cinéma comme pour *Welcome to Woop* ou bien *La Femme du V* figurant Kristin Scott Thomas et Ethan Hawke, l'auteur-star a préféré aborder à Luxembourg la société présente et son propre avenir plutôt que d'offrir un pamphlet rétrospectif de son œuvre. C'est d'ailleurs un trait de caractère qui semble l'accompagner au quotidien, cet altruisme anodin, qui semble aussi naturel que léger accent anglo-saxon qu'il garde lorsqu'il parle un français quasiment parfait. En abordant le sujet du Roi dans la production cinématographique, il n'hésite pas un instant à couronner le metteur en scène, qui selon lui « est le seul à pouvoir réaliser le phantasme de l'auteur », tout en concédant le pouvoir grisant que possède ce même auteur de contrôler le destin de ses personnages... Il n'hésite pas à ramener ce rapport de pouvoir à tous les aspects des relations humaines, et notamment à celle de son propre mariage, qu'il évoque sans fausse pudeur. Et derrière toutes ces interactions artistiques ou personnelles, une interrogation primordiale : « Qu'est-ce que l'on veut ? ».

Réussir à répondre à cette question à la fois simple et tellement vaste est pour Douglas Kennedy un chemin, une construction de soi qu'il a effectuée en quittant son Amérique natale pour le Vieux Continent : un passage par Milan, son installation en Irlande, un poste de direction au National Theatre of Ireland de Dublin... Et tout au long de ce parcours, l'important c'est de « surtout ne pas essayer de chan-

ger les autres. Il faut se changer soi-même pour s'adapter à ce qui nous entoure, laisser un maximum de portes ouvertes à l'autre ». Cette politique de la porte ouverte, c'est aussi probablement celle qu'il a retrouvé dans un de ses véritables coups de cœur du moment dans les salles : *Moonlight* du réalisateur Barry Jenkins et tout récemment oscarisé du

prix du Meilleur film lors de la 89^e cérémonie des Academy Awards. « C'est un film très *down low*, qui évoque des problématiques cruciales actuellement aux États Unis, surtout dans les contexte social difficile qui s'annonce », déclare l'auteur, sans citer le Président abhorré, sûrement car il n'a pas besoin de le faire tant ses opinions politiques sont connues.



Douglas Kennedy à la Cinémathèque

Musique live

Film noir



The Black Heart Procession aux Rotondes

Une vieille photo en noir et blanc, prise en studio. On pense au studio Harcourt pour l'éclairage, aux années 50 pour la coiffure de la jeune fille. Le tout est jauni, très jauni. Artificiellement. Un côté mélancolique s'échappe de cette image, avec une pointe de modernité. Ainsi se présenta au monde pour la première fois The Black Heart Procession, groupe à géométrie variable de San Diego, sur la pochette de leur premier album sobrement intitulé *I*, en 1998.

Près de vingt ans et une séparation plus tard, les deux membres fondateurs Pall Jenkins et Tobias Nathaniel ont repris leur bâton de pèlerin pour une tournée européenne centrée sur ce premier album et faisant étape aux Rotondes. Un exercice devenu commun dans le petit monde du rock indépendant depuis que le promoteur anglais ATP ait lancé la mode via le festival barcelonais *Primavera* il y a quelques années.

Dans le cas de The Black Heart Procession, la manœuvre a du sens, chacun de leurs albums étant formé autour d'un concept homogène et de thèmes récurrents. La seule chose qui ait vraiment changé, c'est l'âge des protagonistes et leurs attributs capillaires.

Voir ce groupe sur scène en 2017 fait beaucoup de bien. La prestation évolue lentement, se compose graduellement, s'emboîte malicieusement. Le mélange d'instruments traditionnellement rock et d'autres plus inhabituels (accordéon, scie musicale, violon) densifie l'orchestration. Nous sommes devant une musique de film. Un western plus exactement. Sous le soleil brûlant, sans une goutte d'eau. Un western noir, envoûtant, âpre. Les lentes notes du piano claquent et se heurtent à la voix grave de Pall Jenkins, chapeau sur la tête (de méchant). Les mélodies sont en suspension dans la poussière. On imagine un saloon, une danseuse virevoltant entre les tables. Un cabaret rock où pénètrent quelques rayons de lumière, au son du grincement des portes.

L'atmosphère du concert n'était pas vraiment à la fête. Le duo, accompagné de deux musiciens serbes amis de Nathaniel, passa en revue l'album d'une main de maître, créant dans la salle bien remplie un spleen troublé uniquement par les abrutis discutant toute gorge déployée au bar. Taciturne durant la majorité de la prestation, Pall Jenkins se voulait plus volubile lors du rappel, expliquant succinctement sa vision d'une politique américaine actuelle peu en ligne avec ses valeurs, lui qui vient de San Diego, à quelques kilomètres de la frontière mexicaine. Un cadre politico-social qui a inspiré au groupe un nouveau morceau, *Borders*, plus qu'une énième complainte, une chanson revendicatrice tout en crescendo, une parfaite fin d'un concert touchant et juste classe. Sébastien Cuvelier

La prestation évolue lentement, se compose graduellement, s'emboîte malicieusement

Kennedy est en effet un fervent défenseur des droits de l'Homme dans leur intégralité, ce qui veut dire qu'il est féministe, mais aussi qu'il ne voit pas de différence dans leur valeur potentielle entre une personne de couleur noire et de couleur blanche et qu'il trouve que le droit pour un couple homosexuel de se marier est « la chose la plus naturelle qui soit »...

Dans *Moonlight*, la culture du *down low* – celle de vivre son homosexualité en donnant une image très hétéro à la ville – est abordée de manière évidente lors de la phase adulte de Chiron, le personnage principal. Cette culture à laquelle l'écrivain s'est déjà retrouvé confronté est encore confidentielle en Europe, mais toujours très répandue outre-Atlantique. La difficulté de celle-ci à accepter pleinement son orientation sexuelle fait que l'auteur de *The Moment* n'a en l'occurrence jamais encore pensé à créer un personnage *down low*... Ses personnages s'assument, à l'instar d'Alastair dans le roman de 2011 sus-mentionné ou encore d'un *Tree Fag* dans *The Great Wide Open*, victimisé comme jeune gay mais faisant pleinement partie du décor américain holistique qui servira de trame à ce roman en cours d'achèvement et qui sortira a priori début 2018...

S'il est un expert en matière de suspens littéraire, Douglas Kennedy en apparaît au final comme une antithèse en tant que personne : limpide, droit dans ses bottes et ses convictions et se livrant comme une enquête bien trop facile pour ses protagonistes.

Rencontre avec Douglas Kennedy, auteur à succès et à l'altruisme anodin, invité du festival

STIL

Le pouvoir du soleil



Bam, le soleil est de retour et soudain, tout paraît plus léger – il existe même en version tarte

Salomé Jeko

Le réveil sonne, on ouvre doucement les yeux et là, à travers les persiennes, qui revoilà ? Le soleil pardi ! Ça fait longtemps qu'on l'attendait, longtemps qu'on se plaignait de ce ciel lourd et gris, de cette pluie, des grêlons et du vent. Bam, le soleil est de retour et soudain, tout paraît plus léger. Avez-vous remarqué comme les problèmes d'un jour pluvieux deviennent rapidement futiles quand le ciel est bleu ? L'envie de traîner sous la couette ne se fait pas sentir un jour de beau temps, car le temps est compté, l'objectif étant de profiter au maximum de cette météo ensoleillée... car on ne sait jamais vraiment si elle va durer.

On ouvre grand les volets et les fenêtres, on hume l'air frais et on prend le temps de profiter de l'instant, en écoutant quelques secondes les oiseaux aussi guille- rets que nous. Au petit-déjeuner, on fait les choses bien, façon *slow food* : des fruits frais, du jus maison, des tartines à la confiture qu'on étale doucement et un bol de thé dont on se délecte comme si c'était le premier. Il fait si beau qu'on n'en revient pas. On

s'aventurerait bien pieds nus sur le balcon, à regarder le soleil sur les toits ou dans la cour des maisons. Mais vient le moment de s'habiller et là par contre, on grogne un peu. Que de gris, que de noir, que de tristesse dans la penderie ! Assez vus, pulls, manteaux et autres paires de bottines : place à la légèreté, à la fraîcheur, aux couleurs qui donnent bonne mine et au grand ménage de printemps, qu'on se promet de commencer au prochain jour maussade.

Ce matin, on se sent bien et sans hésiter, on en- fourche son vélo pour aller travailler ou mieux, on profite de ce joyeux élan pour marcher un peu. Les routes sont soudainement désengorgées quand hier encore, entre deux averses, certains pestaient contre les bouchons du centre-ville. Les trenches et les per- fectos défilent sur les trottoirs, de petites fleurs en- core fragiles pointent fièrement leurs pétales tandis que les premières fraises apparaissent sur les étals du marché. Les beaux jours sont de retour et ce midi, c'est sûr, vous déjeunerez en terrasse. Ça tombe bien,

les cafetiers ont eu la même idée. On est tout juste à la mi-mars, il fait encore un peu frais, certes, mais les tables sont mises à l'extérieur. Quitte à garder sa veste, autant profiter tout de suite de cette douce chaleur qui nous prend par surprise. Même à l'intérieur, une sorte de langueur estivale flotte dans l'air. Fenêtres entrouvertes, rires d'enfants, notes de piano... Le beau temps se faufile partout et la bonne humeur vous gagne, que vous le vouliez ou non.

En déambulant place d'Armes, le glacier vous fait de l'œil et la queue devant la vitrine vous fait penser que vous n'êtes pas seul(e) à être tentée par les premiers sorbets de l'année. Vous succombez et, cornet à la main, vous dirigez d'un pas léger vers le parc de la Kinnekswiss le temps de votre pause déjeuner. Pour vous allonger dans l'herbe, tout simplement. Le sol est encore un peu terreux et froid, mais le soleil ca- resse votre visage et vous donne juste chaud comme il faut. Vous vous assoupissez quelques instants et son- gez qu'il est grand temps de préparer vos prochaines

vacances... Une virée entre amis ? Ni une, ni deux, vous donnez rendez-vous à votre bande pour un *afterwork* « histoire de profiter de cette belle météo ». Tous répondent présents, d'un coup d'un seul, alors qu'il y a quelques semaines encore, chacun y allait de son excuse pour rester chez soi, au chaud.

L'après-midi au bureau passe comme une lettre à la poste et à 18 heures pile, vous vous retrouvez à si- roter un Gin Tonic plein de glaçons en vous disant que décidément, les gens qui vivent au soleil, ils en ont de la chance ! Vous vous languissez à changer de vie, à déménager, à partir là « où on peut vivre en tee-shirt toute l'année » lorsque votre ami – le gourmand du groupe, votre préféré – lance l'idée d'un barbecue improvisé. Cri de joie dans l'assem- blée : le premier de l'année, on ne peut pas le re- fuser. À l'épicerie du coin, vous achetez quelques Mettwurst et des baguettes de pain avant de prendre le chemin de la maison du copain. Dans le quartier, vous n'êtes visiblement pas les seuls à avoir eu l'idée de rallumer les braises. Une odeur de charbon de bois vous ouvre l'appétit tandis que le soleil s'éteint doucement. Pour le remercier de cette si belle journée passée grâce à lui, vous dé- cidez de vous charger de l'apéritif et réalisez une tarte en son honneur, histoire qu'il ne vous quitte pas tout de suite...

Tarte Soleil

Ingédients

- deux pâtes feuilletées
- Pesto
- Sauce tomate
- Origan, basilic, pignons de pins
- Anchois (facultatifs)
- un jaune d'œuf

Et maintenant ?

Posez un cercle de pâte feuilletée sur une feuille de papier sulfurisé. Garnissez la moitié de votre pâte avec de la sauce tomate, de l'origan et des anchois. Puis garnissez l'autre moitié avec du pesto, de l'origan et des pignons de pins.

Recouvrez ensuite votre préparation avec le second disque de pâte feuilletée. Utilisez un pinceau pour dorer le tout au jaune d'œuf.

Placez un verre au centre du disque de pâte et com- mencez à découper vos rayons de soleil. Pour cela, coupez des bandes de pâte en partant du verre vers l'extérieur. Coupez d'abord la pâte en quatre puis chaque quart en trois, puis chaque tiers en deux, etc... Torsadez ensuite délicatement chaque rayon de pâte en la retournant sur elle-même.

Enfouissez le tout dans un four préchauffé à 180°C durant 25 minutes environ. À déguster tiède !

L'endroit



Il y a ces endroits auxquels on accorde un rodage avant de les tester, histoire de leur laisser trouver leurs repères. Et il y a ceux dont on a trop attendu l'ouverture pour pouvoir résister à la tentation de s'y ruer de suite. Chose faite au **Grand Café** à la Place d'Armes, le troisième jour, et il faut dire que je n'étais pas le seul à m'y ruer. Toutes les tables étaient prises à tout moment et la jeune équipe effectua un beau ballet harmonieux dans le brouhaha, histoire de contenter les clients les plus difficiles. Premier ministre, bourgmestre, badauds, frontaliers, le premier jet de clients était coloré. Beau cadre (photo : GD) imaginé par Rodolphe Mertens, mais, esthétique d'architecte oblige, surtout du noir, du bois naturel et des photos anciennes immenses de la place. Les uns trouveront ça un peu stérile parce qu'aucune touche de couleurs vives n'égaye le lieu, les autres n'y verront forcément qu'une élégance sobre. La carte est alimentée par la formule Red Beef, donc beaucoup de grillades de bœuf, mais aussi du poisson, des carpaccio, des salades, et des *chicken wings* croustillants, que l'on agrément de la sauce de son choix. Sélection de vins au verre ou à la bouteille magnifiquement composée par la sommelière Dominique Rizzi, grand atout supplémentaire de la maison. Succès garanti, prière de réserver à l'avance. GD

L'événement

Le Luxfilmfest s'est terminé sur des vagues de louanges, malgré des remous qui ont fait craindre que la productrice et cinéaste Bady Minck ne fasse naître une polémique proche du scandale « Drescher-Mudam » (*d'Land*, 10/17). Il ne reste plus à prouver sinon que le festival s'améliore d'année en année, qu'on y a vu huit excellents films sur dix en sélection officielle, et autant de très bons documentaires et films pour enfants. Deux stars américaines du cinéma et de la littérature sont venues, la parti- cipation globale a progressé de vingt pour cent, celle de la vente de tickets de dix pour cent. Et nous avons eu droit à une avant-première internationale avec le sublime opus de Terrence Malick (voir p.19). Seul hic au programme : le fameux **camp de base** (photo : GD). Pourtant installé sous un charmant chapiteau, avec une billetterie qui fonctionnait toute la journée, les petites noubas promises après des premières de films ou la soirée de la remise des prix sont restées sans affluence. À la limite du rien du tout. Même des navettes organisées à partir du Kinepolis n'y auront rien changé. Peu visible avec sa devanture blanche qui se confond avec les nuages, tourné dans la mauvaise direction, ce point central devrait être implanté ailleurs. Voir être entièrement repensé. Le Ca(fe)sino s'y serait sans doute mieux prêté. Question à débattre. GD



land éducation

ENGLISH FOR EVERYONE

WHAT USED TO BE AN OFFER AT PRIVATE SCHOOLS, CAN NOW BE FOUND IN PUBLIC SCHOOLS

LA POLITIQUE LINGUISTIQUE:

ENCOMBRANTE, AMBIVALENTE ET CONTRADICTOIRE

AUS DER NOT GEBOREN

SPRACHPIONIERE IN DER HAUPTSTADT

SPRACHFÖRDERKURSE IM LYZEUM GAB ES BEREITS IN DEN 1980-ERN

DURCHGÄNGIGES SPRACHENKONZEPT

DIE ZUKUNFT HEUTE DENKEN
DIE ZEIT FÜR EINE KLUGE SPRACHENPOLITIK DRÄNGT

BABEL EXISTE.

TOUS LES JOURS
L'ÉCOLE LUXEMBOURGEOISE EST UN MIRACLE D'INTÉGRATION

ECH SCHWÄTZE GÄRE LËTZEBUERGESCH!

WEGEN DEUTSCH WURDE DAS NICHTS MIT DEM TRAUMBERUF

FRÜH ANFANGEN ALLEIN

REICHT NICHT

STRUKTURIERT STATT INTUITIV

MAUVAISE NOTE,

RÊVE DE VIE BOUCHÉ?

PAS NÉCESSAIREMENT

MOLLY, DER FROSCH, KANN PORTUGIESISCH

EINE NEUE STUDIE UNTERSUCHT DEN STELLENWERT DER MUTTERSPRACHE

MEHRSPRACHIG... UND DAS IST GUT SO!

SPRACHE DIENT ZUALLERERST DER VERSTÄNDIGUNG

SPRACHE FUNKTIONIERT NICHT WIE BETONBLOCKE,

BEI DEM EINER AUF DEN ANDEREN AUFBAUT

Index

23

Zukunft heute denken
Durchgängiges Sprachenkonzept
Ines Kurschat

24

Strukturiert statt intuitiv
Sprachliche Frühförderung
Ines Kurschat

25

Molly kann Portugiesisch
Neue Studie zur Muttersprache
Ines Kurschat

Mehrsprachig...und das ist gut so!
Sprachen-Selfie I
Patrick Weber

26

Babel existe. Tous les jours
Visite du préscolaire à Niederkorn
Josée Hansen

„Ech hat déck d’Flemm“
Sprachen-Selfie II
Maria de Pina Fortes

27

Rechnen mit Spaßfaktor
Mathe auf Deutsch in Grevenmacher
Ines Kurschat

Michael Luscious?
Englische Sektion in der öffentlichen Schule
Michèle Sinner

28

Aus der Not geboren
Sprachenpioniere in der Hauptstadt
Ines Kurschat

29

Nouvelle vague
Le journal lusophone *Contacto*
Bernard Thomas

En français w.e.g.
Selfie linguistique III
Régis Hervé

30

Multilingue, ma non « troppo »
Selfie linguistique IV
Paula Telo Alves

Andere Wege zum Diplom
Der zweite Bildungsweg
Ines Kurschat

31

„Sprache ist kein Betonblock“
Interview mit der Linguistin Constanze Weth
Ines Kurschat

32

Herkunft lernen
Türkisch-Klassen in Berlin
Martin Theobald

Wer die Wahl hat...

Ines Kurschat

Es war klar, dass der Sprachenstreit mit den Debatten in der *Chamber* im November und Januar nicht vorüber sein würde. Luxemburgisch-Fans mobilisieren eifrig weiter, sie haben neue Unterschriftensammlungen eingereicht, sie fordern die Aufwertung des Luxemburgischen, teils kombiniert mit der Abwertung vom Französischen.

Erziehungsminister Claude Meisch (DP), mehr als ein Jahr vor offiziellem Wahlkampfbeginn auf Stimmenfang der *Stack-Lëtzeburger* (Wahl-Luxemburger ohne Luxemburger Pass dürfen weiterhin nicht wählen), stellte jüngst sein Aktionsprogramm zur Förderung des Luxemburgischen vor (S. 2–3) und gibt dadurch all jenen Auftrieb, die meinen, die Sprache des *Renert* sei all die Jahre zu kurz gekommen. Dabei sind es gerade die Sprachgewandtheit und das internationale mehrsprachige Flair, die für viele Einwohner die Attraktivität des kleinen Luxemburgs ausmachen (S. 26ff).

Die Hauptlast von Schulfrust und schlechten Noten – das gerät angesichts der nationalistischen Untertöne zunehmend aus dem Blick –, tragen weiterhin Kinder aus Familien mit niedrigem Einkommen. Die Herkunft spielt insofern eine Rolle, als Einwanderer besonders häufig zu den sozial Benachteiligten zählen.

Eigentlich ließe sich Meischs Initiative, Luxemburgisch und Französisch vom Kleinkindalter an staatlich zu fördern, als eine Maßnahme lesen, Kindern unterschiedlichen Hintergrunds einen besseren Zugang zum dreisprachigen Schulsystem zu erlauben (wenngleich nicht klar ist, welche Rolle den Muttersprachen in Meischs Plan konkret zugesacht ist; S. 24). Allerdings droht mit der politisch forcierten Fixierung auf Luxemburgisch selbst dieses Vorhaben von Unverbesserlichen als Versuch diskreditiert zu werden, das verhasste Französisch schon Kleinsten aufzuzwingen.

Der Druck, den Sprachenunterricht grundlegend zu modernisieren, übertriebene Sprachanforderungen zu lockern, hält indes an. Nicht nur, weil der Anteil der nicht-luxemburgischen Kinder in den Grundschulen steigt, sondern weil auch Luxemburgischsprachige in dem rigiden Schulsystem regelmäßig scheitern. Deshalb hat es sich der Minister zum Ziel gemacht, ein durchgängiges Sprachenkonzept zu entwickeln (S. 23). Wobei unsicher ist, ob es vor Ende der Legislaturperiode überhaupt noch das Licht der Welt erblickt.

Waren es anfangs vereinzelte Initiativen weitsichtiger Schulen (S. 28), der demografischen Realität mit zusätzlichen Förderangeboten Rechnung zu tragen, gehen immer mehr Lyzeen dazu über, ihre Sprachangebote auszudifferenzieren, was oft nichts anderes bedeutet, als Sprachanforderungen zu lockern. Selbst die Unterrichtssprache, gesetzlich vorgegeben, ist nicht mehr heilig, wird sie doch im Schulalltag oft genug der besseren Verständigung und Vermittlung wegen von den Lehrern selbst ausgehebelt. Inzwischen ist hinsichtlich der Sprachanforderungen ein gewisser Pragmatismus eingekehrt, verstärkt durch Angebote wie *A-Levels* und englischem *Bac International* für Anglophile, *Bac International* auf Französisch, durch eine öffentliche Europaschule mit Portugiesisch als Unterrichtssprache oder Mathematikunterricht auf Deutsch (P. 27). Die Auswahl wird immer größer.

Doch so berechtigt und plausibel die neue Vielfalt scheint, bleibt die Sorge, ob dieser Weg wirklich im Interesse aller ist und zu mehr Bildungsgerechtigkeit führt. Wenn das Angebot immer größer und damit unübersichtlicher wird, stellt sich die Frage, wie Eltern, die vielleicht nicht so viel Zeit haben, um sich um die Bildung ihrer Kinder zu kümmern oder das System nicht gut genug kennen, davon erfahren und das Beste für ihr Kind finden. Zumal verlässliche Aussagen über die Qualität der öffentlichen Angebote oft fehlen.



WHY CHOOSE ISL?

At ISL our mission is to provide an outstanding education and inspire our students to engage in both academic and enriching extra-curricular programmes. Our students set high expectations for themselves, enjoy school and the community is constantly rewarded by their achievements.

ISL has earned its outstanding reputation through its students' successes, its rigorous educational programme, its excellent and dedicated staff, its caring community and its engagement in global issues. With over 40 nationalities in our student body and more than 20 nationalities within our staff, friendship, international mindedness, diversity and inclusion are ways of life in our multi-cultural environment.

www.islux.lu



Im Ministerium laufen Vorbereitungen für ein durchgängiges Sprachenkonzept auf Hochtouren. Die Zeit wird knapp

Zukunft heute denken

Ines Kurschat

Wer die Denkfabrik des Bildungsministeriums besuchen will, muss nach Walferdingen fahren. Dort, hinter den Mauern des Schlosses, wo bis vor Kurzem angehende Lehrkräfte büffelten, hat der Service de la coordination et de la recherche pédagogiques et technologiques (Script) sein Zuhause gefunden. In hellen Räumen finden auch die Treffen der Arbeitsgruppe Sprachen statt. Wobei Arbeitsgruppe es nicht ganz trifft. Die AG Langues ist ein Steuerungskomitee, das Untergruppen koordiniert, die derzeit daran feilen, ein durchgängiges Sprachenkonzept von Kindergarten bis Sekundarstufe zu erstellen.

Dass Handlungsbedarf im Sprachenunterricht besteht, ist ein alter Hut. Ex-Bildungsministerin Mady Delvaux hatte 2006 mit einem Aktionsplan versucht, den Sprachenunterricht neu zu denken. Nachfolger Claude Meisch (DP) unternimmt jetzt einen neuen Versuch: Mit dem Plan, Luxemburgisch und Französisch in *Crèche* und *Spillschoul* zu fördern, sind bekannte Fragen erneut auf dem Tisch: Wie sollen *Précoce* und *Précolaire* vorbereiten? Welchen Stellenwert für Luxemburgisch, Deutsch und Französisch in der Grundschule? Wie klappt der Übergang zu Sekundarstufe und Berufsschule?

Um die Aufgabe anzugehen, wurde im Ministerium unter der Leitung von Flore Schank die AG Langues eingerichtet: Hier, etwas abgeschieden, treffen sich Mitarbeiter des Script, Beamte des Ministeriums, Ausbilder und Lehrer zu Beratungen. Bei Bedarf werden Wissenschaftler hinzugezogen. „Wir wollen ein kohärentes Konzept erstellen und fangen bei der frühkindlichen Erziehung an“, sagt Christian Lamy, Vizedirektor des Script.

Die Überlegungen sind dort am weitesten fortgeschritten: Das Konzept steht seit Frühjahr 2016, die Gesetzesänderung liegt dem Parlament zur Beratung vor (siehe Seite 24), einige Pilotkindergärten testen die neuen Vorgaben im Praxistest. Es gibt Fortbildungen für das Erziehungs- und Lehrpersonal – glaubt man Koordinatorin Flore Schank ist das Interesse groß und das Feedback überwiegend positiv. „Im Mittelpunkt steht die sprachliche Entwicklung. Die Erzieher sollen in authentischen Situationen den Kindern spielerisch Luxemburgisch und Französisch nahebringen.“ Ob ein 32-Stunden-Crashkurs allerdings ausreicht, um Sprachförderung auf hohem Niveau anzubieten, sei dahingestellt.

Eine der Sorgen, die Erzieher, Lehrer und Eltern äußern: Wie können Kleinkinder an Sprachen herangeführt werden, ohne sie mit Vokabeln und Leistungsvorgaben zu triezeln? „Es geht nicht um formales Lernen. Spielerische Sprachaktivitäten sind gefragt“, betont Schank. Die Koordinatorin bedauert, dass es offenbar Verwirrung um den Stellenwert des Luxemburgischen beim Übergang zwischen Kindergarten und Schule gibt. Denn Meischs Ansatz stellt das herkömmliche Modell nicht grundsätzlich in Frage: Die Alphabetisierung erfolgt weiterhin in Deutsch, Französisch wird das nächste sprachliche Standbein bleiben. Die Frühförderung dient dazu, alle Kinder – nicht-luxemburgisch- und luxemburgischsprachige – an die Sprachanforderungen in der Schule heranzuführen. Weil aber *Précoce* und *Précolaire* laut Gesetz bisher hauptsächlich der Annäherung an Luxemburgisch dient(e), wird das Aufgabenfeld der Vorschullehrer erweitert: Künftig sollen sie überdies an Französisch heranzuführen, steht in der Vereinbarung, die Lehrgewerkschaft SNE und Ministerium im Herbst unterzeichnet haben. Als die Nachricht von Französisch in der *Crèche*



In der Grundschule gilt Deutsch als Unterrichtssprache, in der Sekundarschule ist es Französisch, in der Berufsausbildung Deutsch. Eigentlich

Mehr Durchlässigkeit, mehr Freiheit bei der Wahl der Unterrichtssprache, neue Sprachanforderungen sind Pisten, die die Arbeitsgruppe prüft

die Runde machte, reagierten viele mit Schrecken. Nicht zuletzt deshalb, weil Französisch oftmals eher als lästige Pflicht gesehen wird, denn als spielerisches Vergnügen. Was damit zu tun hat, wie Französisch in der Schule unterrichtet wird: formalisiert, mit rigiden Vorgaben und oft noch zu abstrakt. Um das zu ändern, ist die Arbeitsgruppe *Fondamental* dabei, die Materialien in Vor- und Grundschule zu überarbeiten. „Wir arbeiten mit Lehrern zusammen und beziehen ihre Erfahrungen ein“, betont Script-Mitarbeiterin Caroline Lentz. Im zweiten Zyklus falle das leichter, weil es dort nicht sehr viel auf Luxemburg zugeschnittenes didaktisches Material gibt.

Im Zyklus 2 lernen Kinder Schreiben auf Deutsch. Damit Französisch während der Zeit nicht aus Unterricht und Alltag verschwindet, soll es im zweiten Zyklus „vom ersten Tag an“ seinen Platz im Stundenplan finden: „Wir überlegen, jeden Tag eine Einheit Französisch vorzusehen, statt an einem Tag pro Woche ein oder zwei Stunden. Das bringt mehr“, erklärt Christian Lamy. Das wäre ein Novum: statt Sprachenunterricht als das Einüben einer einzelnen Sprache mit festem Platz im Stundenplan zu begreifen, würde dieser für geöffnet und durchlässiger gemacht für Input aus anderen Sprachen – wobei der Akzent auf dem Erlernen des Alphabets in Deutsch bleibt. „So können Brücken zwischen den Sprachen entstehen“, sagt Flore Schank.

Es ist keine leichte Aufgabe, die auf die Lehrer zukommt. In Luxemburgs Grundschulen sitzen Kin-

der aus aller Welt: Portugiesen, Kap-Verdier, Chinesen, Kinder aus dem Balkan, dem Nahen Osten. Etwa zwei Drittel sprechen daheim kein Luxemburgisch, jene „Integrationssprache“, die eigentlich die Brücke zur Alphabetisierung in Deutsch schlagen soll. Zu häufig verlieren Kinder hier bereits den Anschluss. Sprachforscher wie Constanze Weth von der Uni Luxemburg (S. 31) empfehlen, Deutsch als Fremdsprache zu unterrichten, um so das phonologische Bewusstsein und das Wissen um Satzstrukturen zu stärken. „Der *Plan d'études* zielt in diese Richtung: Es geht vor allem um angewandte Kommunikation“, betont Flore Schank.

Stärker auf Methoden von Sprachbewusstheit zu setzen, also Kindern Ähnlichkeiten und Unterschiede verschiedener Sprachen nahezubringen, was ihnen hilft, besser zu verstehen, wie Sprache funktioniert, will auch die Arbeitsgruppe *Fondamental*, obschon Caroline Lentz die Bezeichnung Fremdsprache hinterfragt: „Für Luxemburger Kinder ist Deutsch keine Fremdsprache. Grundsätzlich sind wegen unserer Sprachensituation Begrifflichkeiten wie Mutter- und Fremdsprachen nicht immer hilfreich.“ Der Verweis auf die besondere Luxemburger Sprachensituation war (und ist es noch) für Kritiker oft ein Vorwand, nichts am bestehenden System zu ändern.

Dass die Anforderungen und Methoden in der Grundschule überarbeitet gehören, dass mehr Akzent auf die Vermittlung von Deutsch und Französisch für Nicht-Muttersprachler gelegt werden muss, ist Konsens in der Arbeitsgruppe, von deren Inhalte bisher nicht viel die Öffentlichkeit erreicht hat. Claude Meisch hat mehr Flexibilität beim Französischlernen in Aussicht gestellt, um ausländischen und luxemburgischsprachigen Schülern zu ermöglichen, sich der Sprache behutsam anzunähern und so mehr Zeit für den Spracherwerb zu gewinnen. Inzwischen gibt es in Vor- und Grundschulen viel versprechende Ansätze, wie beispielsweise Satzbau veranschaulicht werden kann, wie Sprachen(-bewusstsein) beim Erlernen französischer Wörtern und Regeln hilft, ohne dröge Grammatikkapitel abzuhaaken. Sie sind nur wenig bekannt. Ihre Erfahrungen sollen auch in die Überarbeitung der Schulmaterialien einfließen. Flore Schank und Caroline Lentz sind optimistisch: „Wir hoffen, dass wir den zweiten Zyklus bis zur *Rentrée* 2018 abschließen können.“



Parallel laufen die Vorbereitungen, um die Zyklen 3 und 4 zu überdenken. Hier sollen die Schulmaterialien ebenfalls modernisiert werden. Spannend dürfte sein, welche Rolle die Unterrichtssprache(n) im durchgängigen Sprachenkonzept einnehmen wird: Bislang ist es Deutsch in der Grundschule, in der Sekundarschule erfolgt der Wechsel auf Französisch (die Berufsausbildung ist traditionell in Deutsch, wobei sie zunehmend auch in Französisch angeboten wird). Dies geschieht mit der Überlegung, Schülern Zeit zu geben, die jeweiligen Sprachen auszubauen. Ob eine strikte Trennung, in der jede Sprache einzeln unterrichtet wird und die Unterrichtssprache vom Gesetzgeber vorge-schrieben ist, weiter Sinn macht, dazu hielten sich die Script-Vertreter im *Land*-Gespräch bedeckt: In Wirklichkeit wird im Unterricht zur besseren Verständigung häufig Luxemburgisch oder Französisch gesprochen. Einige Lyzeen sind dazu übergegangen, Mathe auf Deutsch anzubieten, „damit es um Mathe geht, und nicht um Französisch“, wie die Lehrer argumentieren (S. 25).

In der Arbeitsgruppe *Secondaire* sitzen Deutsch- und Französischlehrer aus Sekundar- und Grundschule, koordiniert wird sie von Caroline Lentz, die zuvor im Ministerium in der Sekundarschulabteilung gearbeitet hat. Die Mitarbeiter halten sich mit konkreten Aussagen zurück, man sei noch beim Brainstorming. Das ist wohl die halbe Wahrheit: Die Behutsamkeit erklärt sich auch dadurch, dass man Missverständnisse im Vorfeld vermeiden will. Allerdings stellt sich die Frage, ob eine Reform des Sprachenunterrichts mit so weitreichenden Folgen für die (Schul-)Ausbildung tausender Schüler, einem Minister und einer Arbeitsgruppe überlassen werden sollte – und ob es nicht besser wäre, ein solches Vorhaben parteienübergreifend vorzubereiten, um so früh den größtmöglichen politischen Konsens zu erzielen. Unvergessen die emotionalen, teils polemischen Streitereien, als die vorige Erziehungsministerin die Sekundarschulen (und den Sprachenunterricht) modernisieren wollte.

Elemente finden sich in der abgespeckten Reform zur Sekundarstufe wieder, die dem Parlament vorliegt, etwa die unterschiedlichen Sprachniveaus. „Der Entwurf gibt den Schulen Instrumente an die Hand, das Sprachangebot zu diversifizieren“, sagt Christian

Lamy, der sich von der Digitalisierung Impulse für die Didaktik und Methodik auch im Sprachenunterricht verspricht. Das Mehr an Autonomie sorgt für bereits Bewegung: Vor allem technische Lyzeen versuchen, sich durch innovative Sprachangebote abzuheben, seien das *A-Levels* am Lycée Michel Lucius oder *Bac International* am Lycée Technique du Centre und am Athenäum. Nicht nur das: Mit kompetenzorientierten Basis- und Fortgeschrittenenkursen und neuen Gewichtungen auf der Zeugnisnote würde es möglich, unterschiedlich starke Sprachen auszubilden – und trotzdem weiterzukommen. (Bisher gilt die Lockerung nur für den *Technique*).

Im *Classique* ist die Situation anders. Zum einen ist die Vielfalt der Schüler dort nicht so groß, weil Schüler nur dann im *Classique* aufgenommen werden, wenn sie ein bestimmtes Sprachniveau haben, sodass der Handlungsbedarf zunächst nicht so dringlich scheint. Zudem liegen als geplante Maßnahmen das Abspecken des Exams mit weniger Prüfungsthemen sowie der Lehrpläne auf dem Tisch. Meint es Minister Meisch ernst mit besseren Bildungschancen für alle, gehört der Stellenwert der Sprachen dort aber ebenfalls auf den Prüfstand. Beim Zank um die Sekundarschulreform war der Widerstand der Sprachlehrer aus dem *Classique* und der Programmkommissionen am heftigsten. Daher dürfte dies die härtere Nuss sein, die es zu knacken gilt. Christian Lamy verweist auf die Steuerungsinstrumente wie die obligatorischen Entwicklungspläne sowie mehr Spielraum für die Schulen, eigene Akzente zu setzen. Auch werde man versuchen, „einen roten Faden in die Programme“ zu bringen, sagt Flore Schank, ohne präziser zu werden.

Die Arbeitsgruppe will selbstverständlich keine Konfrontation, sondern sucht den Dialog: Auf einer *Journée des langues* am 16. Mai für die Sekundarschulen soll das kontroverse Thema in Mittelpunkt stehen und debattiert werden. Die Verantwortlichen hoffen, inhaltliches Input zu bekommen für eine möglichst konstruktive Dynamik, ähnlich wie in Vor- und Grundschule. Dafür müssten sie allerdings Klartext reden. Noch etwas macht ihre Aufgabe nicht eben leichter: Spätestens ab Frühjahr 2018 beginnt der Wahlkampf. Der Sprachenstreit, so viel zeichnet sich bereits ab, wird ein zentrales Thema sein, auf dem die Parteien mobilisieren werden.

A-Z.LU
S'INFORMER
RECHERCHER
DECOUVRIR
LIRE

a-z.lu est l'interface de recherche unifiée des collections du réseau des bibliothèques *bibnet.lu*, du portail *eluxemburgensia.lu* de la Bibliothèque nationale et de la bibliothèque numérique *findit.lu* du Consortium Luxembourg.

powered by Bibliothèque nationale de Luxembourg

a-z.lu

Die sprachliche Frühförderung stellt Kindergartenbetreiber vor Probleme. Besonders kleine Familienbetriebe sind im Nachteil

Strukturiert statt intuitiv

Ines Kurschat

Maria Castrovinci ist ein positiver Mensch. Das muss sie sein für die Arbeit mit den Kindern, die sie in ihrem mehrsprachigen Kindergarten „Coccinella“ in Esch-Alzette betreut. Optimismus braucht sie aber auch angesichts der großen Umwälzungen, mit dem sich ihr Betrieb und der Kinderbetreuungsbereich in Luxemburg allgemein konfrontiert sehen. Seitdem

das Rahmengesetz gestimmt wurde, das mehr Qualität und Professionalität in konventionierte und private Betreuungseinrichtungen bringen soll, müssen Kindergartenbetreiber umdenken und investieren: in mehr Personal wegen des erhöhten Personalschlüssels, in Weiterbildung, um die pädagogisch-konzeptuellen Anforderungen erfüllen zu können.

Damit nicht genug. Das Versprechen der blau-rot-grünen Koalition, eine Gratisbetreuung für Ein- bis Vierjährige anzubieten und ab 2018 die finanzielle Unterstützung des Staats durch die Dienstleistungsschecks von Sprachförderungsangeboten zur Integration abhängig zu machen, bedeutet weitere Ergänzungen zum reformierten Gesetz sowie höhe-

Die privaten Betreiber setzen auf luxemburgischsprachige *Auxiliaires de vie*

re Ausgaben: Denn um Französisch und Luxemburgisch anbieten zu können, braucht es entsprechend geschultes Personal. Das stellt insbesondere kleinere private Kindergartenbetreiber wie Castrovinci vor Herausforderungen: „Bei den Privaten sind vorrangig frankophone Erzieher eingestellt, sie brauchen nun zusätzliches Personal, das Luxemburgisch kann.“ Dieses würde nicht-luxemburgischsprachige Kinder an die Landessprache heranzuführen.

Doch während Kollegen aufgrund der neuen Regeln Alarm schlagen, rät Castrovinci kühlen Kopf zu bewahren. Als Präsidentin der Föderation der privaten Kinderbetreuungsanbieter, Felsea, kennt sie die Nöte im Sektor gut, verfolgt jedes Detail der Reform: „Wer sich noch nicht mit den Einzelheiten befasst hat, ist vielleicht beunruhigt, andere sehen die Änderungen eher positiv.“ Manche Anbieter sorgen sich, aufgrund der sprachlichen Auflagen ins Hintertreffen zu geraten, andere fürchten gar um ihre Existenz.

„Die Suppe wird nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht wird. Wer den Entwurf liest, wird erkennen, dass er den Anbietern Spielraum bei der Umsetzung lässt“, meint Maria Castrovinci. Laut den geplanten Ergänzungen zum Kinderbetreuungsgesetz sind Anbieter, die weiterhin über die Dienstleistungsschecks finanziert werden wollen, angehalten, zehn Prozent mehr Personal vorzusehen, um zusätzlich zum pädagogischen ein sprachliches Förderungskonzept umzusetzen. Von den Spracherziehern verlangt werden Luxemburgisch- und Französischkenntnisse auf dem Niveau eines C1 nach dem Europäischen Referenzrahmen für Sprache (fortgeschrittenes Kompetenzniveau, die Redaktion). Im Konzept des Script zur sprachlichen Frühförderung vom März 2016 (das allerdings an vielen Stellen wolkig bleibt, siehe d'Land vom 1.4.2016) steht „mit zumindest annähernd muttersprachlicher Kompetenz“. Wie diese nachgewiesen wird und wie viel Luxemburgisch in einer vormals vorrangig frankophonen und wie viel Französisch in einer luxemburgischsprachigen Einrichtung präsent sein muss, lässt der Entwurf offen. „Das Ministerium setzt keine Standards, sonst müsste es kontrollieren, ob die Kinder diese erreichen“, so Castrovinci. Gleichwohl sollen die regionalen Agenten, die künftig für die Kontrolle der *Crèches, Maisons relais* und Jugendhäuser im Land zuständig sind, zusätzlich die Sprachkonzepte überprüfen.

Seitdem die gelernte Pädagogin Castrovinci mit portugiesisch-italienischen Wurzeln an einer der Fortbildungen des Ministeriums zur mehrsprachigen Frühförderung teilgenommen hat, ist sie beruhigt: „Es geht nicht um Sprachenunterricht, wie man ihn aus der Schule kennt, sondern um spielerische Aktivitäten rund um Sprachen.“ Das kann mehrsprachiges Vorlesen sein, gemeinsam Lieder singen oder Reime aufsagen, luxemburgische und französische Laute lernen. Auch die Muttersprache der Kinder soll möglichst konstruktiv einbezogen werden. In manchen Einrichtungen ist dies ohnehin Alltag, an-

deren Einrichtungen, in denen vorrangig eine Sprache gesprochen wurde, werden neu planen müssen. Ob allerdings 32 Stunden Fortbildung ausreichen, die gesetzlich vorgeschrieben sind, um neben Lerntheorien genügend praktisches Wissen zu Spracherwerb zu erhalten, um zielführend Sprachaktivitäten im mehreren Sprachen zu organisieren, scheint eher unrealistisch. Für Castrovinci sind die 32 Stunden „ein Anfang“. Laut Gesetzgeber muss das Lehrpersonal jedes Jahr 16 Stunden Weiterbildung nachweisen.

Zumal Erzieher in Luxemburg, wenn sie kein vierjähriges erziehungswissenschaftliches Bachelor-Studium an der Uni Luxemburg absolviert haben, in der Regel drei Jahre lang an der Berufsschule zum Allrounder für alles mögliche (Jugendsozialarbeit, Sozialarbeit, Kinderbetreuung, Altenbetreuung, Sonderpädagogik) ausgebildet werden. Das reicht angesichts wachsender Anforderungen in der Kinderbetreuung kaum aus. „Die meisten Berufsanfänger müssen wir ein Jahr nachschulen“, sagt Maria Castrovinci. „Und wenn sie dann eingearbeitet sind, hoffen wir, dass sie bleiben“, fügt sie trocken hinzu.

Das ist keineswegs sicher. Weil im privaten Betreuungsbereich in der Regel niedrigere (Einstiegs-)Gehälter gezahlt werden, versuchen viele, sobald sich die Gelegenheit bietet, in eine konventionierte Einrichtung zu wechseln. Wer qualifiziert ist, hat gute Jobaussichten: Fachpersonal wird im Kleinkindbereich weiterhin gesucht. Wer zudem sprachlich versiert ist, „hat die Nase vorn“, meint Castrovinci. Zwar hat die Regierung die Höhe der Dienstleistungsschecks zwischen konventionierten und privaten Kindertagesstätten harmonisiert und einheitlich auf sechs Euro festgesetzt, doch konventionierte Träger/Gemeinden erhalten zusätzliche Subventionen (etwa für den Bau) vom Staat – und Eltern rechnen oft sehr genau nach, welche Kinderbetreuung sich für sie lohnt.

Um die Sprachauflagen zu erfüllen, setzen Castrovinci und ihre Föderation auf *Auxiliaires de vie*, Pflegehilfskräfte. „Sie sind meistens luxemburgischer Herkunft und könnten bei der sprachlichen Förderung helfen.“ Die Sache hat aber einen Haken: Denn die Helfer zählen zu den Geringqualifizierten, von denen laut Gesetz ein Betrieb nur 20 Prozent haben darf, 60 Prozent müssen ausgebildete Erzieher sein. Neben den niedrigeren Löhnen ein Grund, warum frankophone Anbieter eher französische Erzieherinnen einstellen statt luxemburgischsprachige *Auxiliaires*. Die sprachlichen Vorgaben, so schreibt die Handelskammer in einem Gutachten zum Entwurf, würden bedeuten, dass Betreiber künftig beides im Auge behalten müssen: die Auflagen in punkto Qualifikationsschlüssel sowie die sprachliche Qualifikation.

Die ungleichen Bedingungen zwischen privaten (von denen viele kleinere Familienbetriebe sind) und konventionierten Einrichtungen zeigen sich zudem bei der obligatorischen Weiterbildung: Während kommunale Einrichtungen kostenlose Angebote des Ifen und anderer staatlich bezuschusster Träger nutzen können, müssen private Betreiber für die Weiterbildung selbst aufkommen: „Man sieht es in den Versammlungen: Die aus dem privaten Sektor kommen, müssen freinehmen, Vertreter auf Seiten der konventionierten Träger werden freigestellt“, so Castrovinci.

Weitere Fragen, die die Mitglieder von Felsea umtreiben und die sie in einem eigenen Gutachten zusammengetragen haben, sind: Was geschieht mit Kindertagesstätten, die zwar Pädagogik auf hohem Niveau anbieten, aber Sprachen fördern, die nicht zu den drei Amtssprachen zählen? „Manche Eltern wählen bewusst Einrichtungen, weil sie ihre Kinder früh mit bestimmten Sprachen vertraut machen wollen oder weil sie wissen, dass sie das Land bald wieder verlassen werden und es ihnen wichtig ist, dass die Kinder die Muttersprache lernen“, betont Castrovinci. In einer der nächsten Sitzungen mit dem Ministerium will sie die Sorgen ihrer Mitglieder vortragen.

Siehe zum Beispiel S. 11: „Wird Mehrsprachigkeit 'weiter' gedacht, kommen mehrsprachige Strategien und flexible Methoden, wie sie zum Beispiel im Rahmen des *Translanguaging*-Ansatzes angewandt werde, hinzu. Sie schenken der komplexen sprachlichen Realität der Kinder stärker Beachtung, indem sie sowohl die Erstsprachen der Kinder, als auch die Zielsprachen Luxemburgisch und Französisch miteinbeziehen, im Sinne eines Miteinanders verschiedener Sprachen.“



Kleinkinder sollen in *Crèche* und Kindergarten spielerisch an Luxemburgisch und Französisch herangeführt werden

Eine Studie der Uni Luxemburg untersucht, wie wichtig die Förderung der Erstsprache für Sprachenlernen ist

Molly kann Portugiesisch

Ines Kurschat

Molly ist ein grüner breit grinsender Frosch aus Stoff. Derzeit reist er durchs ganze Land. Denn Molly ist das Maskottchen einer Sprachförderstudie der Uni Luxemburg, die die Entwicklungspsychologin und Wissenschaftlerin Pascale Engel de Abreu gemeinsam mit ihrem Team entwickelt hat und die derzeit an mehreren Luxemburger Grundschulen durchgeführt wird. Vier- bis fünfjährige Vorschulkinder, die alle zuhause mit ihren Eltern Portugiesisch sprechen, wurden nach wissenschaftlichen Kriterien ausgewählt, um bei der 30-wöchigen vom nationalen Forschungsfonds unterstützten randomisierten kontrollierten Studie mitzumachen.

Molly steht als Abkürzung für *Mother-tongue Oral-Language and Literacy for Young*. „Es geht darum, mit einem gezielten und systematischen Förderprogramm in der Vorschule, portugiesischsprachige Kinder in ihrer Erst- beziehungsweise Muttersprache zu stärken“, erklärt Studienleiterin Pascale Engel de Abreu.

Portugiesischsprachige Kinder bilden mit rund 22 Prozent die größte Einwanderergruppe in der Luxemburger Schule. Nationale und internationale Bildungsstudien haben gezeigt, dass sie im mehrsprachigen Schulsystem mit der Alphabetisierung in Deutsch ab der ersten und Französisch ab der dritten Klasse Sprachdefizite akkumulieren, die sich über die gesamte Bil-

dungslaufbahn negativ auf ihre Lernleistungen auswirken (können).

Die Studie basiert auf der wissenschaftlichen Annahme, dass das Sprachwissen, das Kinder erwerben, die gezielt in ihrer Muttersprache gefördert werden, ihnen beim Erlernen einer Fremdsprache zugute kommt. In einer früheren Studie mit einer nicht-repräsentativen Gruppe portugiesischsprachiger Achtjähriger hatten Engel de Abreu und Silva Ertel nachgewiesen, dass Kinder mit einem größeren Wortschatz in ihrer Muttersprache Portugiesisch bessere Lesekompetenzen in der Fremdsprache Deutsch entwickeln.

Um diese These zu überprüfen, entwickelten die Forscher eine Art Interventions-Koffer: In klar strukturierten kurzen Einheiten von vier Mal 30 Minuten pro Woche üben Sprachhelfer (zum Teil sind dies Lehrer, aber auch Studenten und Interessierte, die im Einsatz mit den Materialien geschult wurden) mit einer kleinen Gruppe Kinder Portugiesisch. Dies über einen Zeitraum von 30 Wochen mit langsam steigendem Anforderungsniveau. Die Materialien dazu, darunter ein bunt illustriertes Buch mit Mollys Abenteuer, haben die Forscher ebenfalls selbst erarbeitet.

„Das Molly-Sprachförderprogramm trainiert Wortschatz, Erzählfähigkeiten und die phonologische Bewusstheit“, erklärt Pascale Engel de Ab-

reu. Man habe sich dabei bewusst auf Parallelen zwischen dem Portugiesischen und dem Luxemburgischen, respektive Deutschen konzentriert. Zum Beispiel wird nur mit Lauten gearbeitet, die in ähnlicher Form im Portugiesischen und im Luxemburgischen vorkommen. Etwa der Laut B. Molly, der Frosch, spielt in den Aktivitäten eine wichtige Rolle, weil sich über ihn gemeinsame Erlebnisse und Geschichten schaffen lassen. Sogar kleine Lieder zum Vor- und Nachsingen haben die Forscher entwickelt.

Während der 20- bis 30-minütigen Übungseinheiten, für die drei bis vier Kinder aus dem Regelunterricht herausgenommen werden, gehen die Sprachhelfer stets nach dem gleichen Schema vor: Zunächst erfolgt eine Begrüßung, bei der immer die Regeln des Programms wiederholt werden, zum Beispiel aufmerksam zuzuhören. Danach wird die phonologische Bewusstheit gefördert, die Kinder arbeiten mit spezifisch ausgewählten Lauten. Dann werden zwei bis drei neue Wörter mit den Kindern erarbeitet. Später folgt eine kurze Geschichte, die die Kinder frei nacherzählen und mitgestalten können. Die Übungseinheit endet mit einer Wiederholung, damit die Kinder sich das Erlernete besser merken.

Für jeden Themenschwerpunkt während der halbstündigen Intervention sind einige Minuten

Die Studie basiert auf der Annahme, dass das Sprachwissen von Kindern mit gefestigter Muttersprache ihnen beim Erlernen einer Fremdsprache hilft

vorgesehen, bevor es zum nächsten übergeht. „Die Sprachhelfer, die sich an der Studie beteiligen, hatten anfangs gemeint: Das geht niemals in der kurzen Zeit. Doch seit sie darin geschult wurden, sehen sie, dass es durchaus möglich ist, in nur 20 bis 30 Minuten gezielte und strukturierte Sprachaktivitäten erfolgreich durchzuführen“, sagt Pascale Engel de Abreu.

Um die Familie aktiv einzubeziehen, hat das Forscherteam zudem Newsletter auf Portugiesisch

entwickelt, in denen die Eltern nachvollziehen können, was ihre Kinder machen und selbst mit ihnen üben können. Es sind kleine spielerische Übungen auf Portugiesisch, die selbst Eltern animieren können, die aus welchen Gründen auch immer, sonst eher nicht vorlesen.

Noch ist die Trainingsstudie in den Vorschulen nicht komplett abgeschlossen, eine erste Analyse der Rohdaten scheint jedoch vielversprechend. „Es scheint so zu sein, dass die Kinder, die gefördert wurden, ihre Sprachleistungen im Portugiesischen spürbar verbessert haben“, sagt Pascale Engel de Abreu vorsichtig. „Wichtig wird sein, zu überprüfen, ob der positive Effekt in der Erstsprache auf die Zweitsprache übergeht.“

Um überprüfen zu können, ob es wirklich die Sprachförderung ist und nicht beispielsweise das Mehr an Aufmerksamkeit, das zu besseren Lernergebnissen führt, gibt es eine randomisierte Kontrollgruppe, welche ein alternatives Trainingsprogramm (Mally) erhält. Dort lernen Kinder Mathe und bekommen ein ganz ähnliches Programm angeboten, allerdings ohne die Sprachförderung. Es ist die erste randomisierte, kontrollierte Studie im Bereich der Erziehungswissenschaften dieser Art hierzulande und ihre Ergebnisse dürften mehr als nur Luxemburgs Forscher interessieren. Fallen sie positiv aus, könnte Molly bald öfters durch das Land reisen.



Die Sprachhelfer üben mit den Kindern Sprechen in der Muttersprache. Sie folgen dabei einem vorgegebenen Förderprogramm



Sprachen-Selfie I

Mehrsprachig ... und das ist gut so!

Patrick Weber

Es ist zum Mäusemelken. Kaum dachte man, es sei ein klein wenig Ruhe in der leidigen Sprachendebatte eingekehrt, schon steht mal wieder eine diesbezügliche Petition ins Haus. Diesmal ist dem betreffenden Antragsteller ein frühzeitiges Heranführen der Klein(st)kinder an die französische Sprache ein Dorn im Auge, womit denn auch jenes rote Tuch bereits benannt wäre, das in letzter Instanz nahezu jeder selbst ernannte Gralshüter des Luxemburgischen früher oder später schwenkt, zumeist ganz offen, ab und an auch wieder eher zwischen den Zeilen versteckt: das ach so verhasste „Français“, dem nachgesagt wird, es wolle – von irgendwelchen abstrusen Lobbys „gepusht“ und uns von Heerscharen lothringischer Grenzgänger „aufgezwängt“ – den waschechten Luxemburger seiner einzig wahren Sprache berauben, immer schön nach dem gebetsmühlenartig heruntergeleierte Motto: „Et kann een néirens méi Lëtzebuergesch schwätzen!“

Sprache dient in allererster Linie der Kommunikation, dem Austausch zwischen zwei oder mehr Personen

Womit unterstellt wird, das habe man „früher“, sprich noch vor 20, 30 Jahren, überall gekonnt, eine romantisierende Darstellung vergangener Zeiten, wie es sie so eigentlich nie wirklich gegeben hat, erinnert der Schreiber dieser Zeilen sich doch beispielsweise bestens daran, dass wir Anfang der 1980-er Jahre bei den zum Trimesterende angesagten „Klassefressen“ unsere Pizzen stets auf Französisch bestellten und wir auch damals bereits in vielen hiesigen Kleiderläden, Bars oder Diskotheken mit dem Personal nicht unbedingt in unserer Muttersprache kommunizierten. Dennoch kein Grund zum „Caca nerveux“, im Gegenteil, so zeigte sich, dass die vielen Deutsch-, Französisch- und Englischschulstunden sich auch im Alltag durch handfesten praktischen Nutzen bewährten. Eine Zeit, in der es übrigens auch niemandem eingefallen wäre, hinter einem höflichen Bonjour bereits eine „respektlose Beleidigung des Gastlandes“ zu wittern, im Gegenteil, eigentlich war es damals eher üblich, Fremden gegenüber demütig das französischstämmige Grußwort zu benutzen, während „Moi-en“ bestenfalls im engeren Familien- und Freundeskreis angesagt war.

Doch zurück zur eingangs erwähnten Petition: Es liegt mir fern, pauschal jedem, der sich dagegen sträubt, Kinder frühzeitig und eher spielend an eine Sprache heranzuführen, um sich mit ihr, ihrem Klangbild vertraut zu machen und damit eine positive Grundeinstellung zu schaffen, bevor es dann später im wirklichen Sprachunterricht ans Eingemachte (Vokabeln, Grammatik...) geht, der Frankophobie zu bezichtigen. Und dennoch: In vielen Diskussionen düffelt es zaghaft bis unverhohlen nach Abscheu gegenüber allem Französischen (sei es nun der Sprache, den Sprechern oder

ihren Verteidigern, die sich wahlweise dem Vorwurf, ein „elitärer Lobbyist“ oder aber „fieser Landesverräter“ zu sein, ausgesetzt sehen), eine Aversion, die nicht selten auf der Angst zu gründen scheint, selbst der Sprache Voltaires nicht mächtig genug zu sein, dem Traumata, sich eine Blöße geben zu müssen, wenn einem dieses oder jenes Wort nicht gleich einfällt oder es vielleicht an der Aussprache hapern könnte.

So what? Sprache dient in allererster Linie der Kommunikation, dem Austausch zwischen zwei oder mehr Personen. Und wo ein wirklicher Wille zu einem solchen Austausch besteht, findet sich stets auch ein Weg, helfen Mimik, Gestik, Blickkontakte, einen vielleicht nicht ganz so perfekten Wortschatz wettzumachen.

Etwas, das gerade hierzulande tagtäglich Abertausende von aus aller Herren Ländern zugereisten Mitbürgern und Grenzgängern aufs Trefflichste vorexerzieren, die sich – fernab des Eindrucks eines vermeintlichen Babels der Neuzeit – im Alltag zu einem kunterbunten Sprachengewirr zusammenfinden, in dem die Suche nach dem jeweils gemeinsamen linguistischen Nenner sich an der betreffenden Situation und nicht dem Dogma einer von Nationalstolz und Prinzipien diktierten, einheitlichen Umgangszwangssprache orientiert. Gelebte Vielsprachigkeit und bunte Vielfalt, der sich ausgerechnet eine Parallelgesellschaft „eingeborener“ Sturköpfe zu verschließen droht, die eigentlich den unschätzbaren Vorteil hätten, aufgrund der durch die geografische Lage und die schulischen Voraussetzungen gegebenen Kenntnisse ihre vermittelnde Rolle als sprachliche Brückenbauer mit Stolz und Freude auszuüben.

Rencontre avec des enfants de toutes les langues dans une classe de cycle 1 à Niederkorn

Babel existe. Tous les jours

josée hansen

C'est une babillarde, Léa. « Eng Babel ! » auraient dit nos grand-mères. « Regarde comme mes cheveux sont longs ! Même qu'ils étaient encore plus longs, mais nous les avons coupés », se vante-t-elle. « *Joffer ! Joffer !*, regarde comme je sais bien dessiner des étoiles ! Je fais comme ça, et puis ce trait va là, et ensuite je remonte... Tu peux essayer aussi... » Pas timide pour un sou, Léa a six ans et sera scolarisée « dans la grande école » à la rentrée, « lorsque notre calendrier sera arrivé à sa fin ». Elle parle couramment luxembourgeois, bien qu'à la maison, elle parle portugais. Pour elle, changer de langue plusieurs fois dans la journée, voire dans la même phrase est tout naturel. « Pas comme elles ! » dit-elle en montrant du doigt ses petites amies Leonor et Cindy, à l'autre bout de la table,

qui sont en train de chercher des perles à enfiler dans une petite boîte. Elles acquiescent de la tête ou haussent les épaules pour signifier qu'elles ont compris les questions qu'on leur pose ou pas. Elles n'ont fait connaissance du luxembourgeois qu'en étant scolarisées dans la *Spillschoul* de Niederkorn, elles sont aussi autrement plus timides que Léa.

« Entre septembre et décembre, je sais que je dois faire des pieds et des mains pour me faire comprendre », raconte Linda Reuter, la titulaire de la classe. Cette année, aucun des quatorze enfants de sa classe ne parle que luxembourgeois à la maison. Souvent, les enfants débarquent dans l'école luxembourgeoise sans comprendre un mot, ils ont été gardés par des nounous lusophones ou étaient à une

N'en déplaie aux éternels râleurs, l'école luxembourgeoise est un miracle d'intégration. Des enfants venus du monde entier parlent luxembourgeois en classe

crèche francophone. La majorité d'entre eux sont d'origine portugaise, mais les enseignantes de l'école fondamentale de Niederkorn se souviennent d'enfants slaves, hongrois, russes, finlandais, chinois... « Au début de l'année scolaire, on a toujours mal à la gorge à force de tout traduire dans toutes les langues possibles afin de se faire comprendre », affirme l'une d'entre elles dans un sourire.

Or, n'en déplaie aux éternels râleurs qui craignent une dégradation du statut de la langue nationale, l'école luxembourgeoise est un miracle d'intégration. Des enfants du monde entier parlent luxembourgeois en classe et dans les cours de récréation avec le plus grand naturel du monde.

À Niederkorn, ce vendredi après-midi-là, les fenêtres sont grandes ouvertes. C'est la première journée à peu près ensoleillée de ce printemps qui s'annonce. Le matin, Linda Reuter en avait profité pour sortir avec les enfants, leurs vêtements en portent encore les traces. Quelle meilleure preuve d'une journée de jeux heureuse que des vêtements bien souillés ? L'un après l'autre, les enfants sont arrivés en classe, parfois seuls, parfois avec leurs parents, qui les ont aidés à mettre les chaussons et à accrocher leurs vestes devant la porte. Des parents qui parlent portugais, monténégrin ou bosniaque avec leurs enfants, mais français ou allemand avec l'institutrice.

Qui, elle, commence l'après-midi avec une petite chanson chantée en ronde, les enfants se donnant la main ou faisant des gestes pour accompagner le texte multilingue avec lequel ils se disent bonjour dans toutes les langues. « Gudde Moien ! – Guten Morgen ! – Bonjour ! – Bom dia ! – Dobar dan ! », puis, en passant, apprennent à compter jusqu'à sept, comme les sept jours de la semaine, dont ils mémorisent également les noms. Parce que le samedi et le dimanche, il n'y a pas école ! Linda Reuter connaît les vertus des chansons comme moyen d'apprentissage, ludique et direct. À force de répéter les mots dans une chansonnette, ils les absorbent aussi.

Beaucoup d'enfants qui sont scolarisés au premier cycle, racontent les enseignantes, n'ont pas un problème de langue étrangère mais un problème de langue tout court : souvent, leur langue maternelle n'est pas consolidée du tout, ils manquent de vocabulaire et de compréhension. Parce que les parents ne sont pas là, enchaînant les boulots pour joindre les deux bouts ou les hobbies pour être compétitifs dans la société, les enfants sont scotchés à la télévision à longueur de journée ou ont une tablette ou un téléphone portable en guise de babysitter.

Cette vision pessimiste, les enfants de la classe de Linda Reuter n'en savent rien. Eux qui se battent pour pouvoir avoir la garde de Speedy, un paresseux en peluche que chaque enfant peut ramener chez lui à tour de rôle, le temps d'un week-end, et revenir avec des photos documentant tout ce que la famille a fait avec lui, qui seront collées et annotées dans un petit cahier de classe. Speedy crée du lien, les enfants l'adorent.

Adin était arrivé en classe avec son nounours jaune, auquel il parle en monténégrin, comme pour que la peluche le mette en confiance. Il regarde l'intrus avec beaucoup de circonspection, mais avec le temps, il l'oublie et joue avec ses copains. Tomas, Lucas ou Leandro s'acharnent à construire « la plus haute tour de Lego du monde, plus haute que le ciel », promettent les garçons. Ils arriveront à atteindre la hauteur de leur maîtresse, ce qui est déjà pas mal. Malik, un petit Bosniaque éveillé, a monté une piste de course automobile, Adin fait des va-et-vient, les deux garçons n'aiment pas parler de leur langue maternelle. Suraya est Capverdienne mais parle couramment luxembourgeois ; elle s'est installée avec Leonor et Cindy dans le magasin en classe, inconsciemment, les trois filles changent vers le por-

Sprachen-Selfie II

„Ech hat déck d'Flemm“

Maria de Pina Fortes

Ich kam als junges Mädchen mit neun Jahren nach Luxemburg. Geboren bin ich in Santa Katarina auf der kapverdischen Insel Santiago. Als ich ankam, konnte ich kein Französisch und erst recht kein Luxemburgisch, sondern Kreolisch und Portugiesisch. In meiner Klasse in der Grundschule im Bahnhofsviertel, wo ich eingeschult wurde, gab es damals lediglich eine Hand voll Luxemburger. Mit meinen Klassenkameraden und Freunden habe ich mich vor allem auf Französisch verständigt. Auch meine Lehrerin hat mit mir hauptsächlich Französisch gesprochen.

Sicher habe ich einige Brocken Luxemburgisch aufgeschnappt, aber wirklich gut Luxemburgisch konnte ich nicht, als ich auf der Sekundarstufe in die frankophone Klasse kam. Und noch weniger Deutsch. Ursprünglich wollte ich Krankenschwester werden. Ich hatte damals in fast allen Fächern gute bis sehr gute Noten, aber es haperte im Deutschen. Und obwohl mich meine damalige Schule, das Lycée Technique du Centre mich immer unterstützt hat, empfahl mir mein Lehrer, die 10^e-*Paramédicale* wegen zu schwacher Deutschleistungen zu wiederholen.

Das ging auch eine Weile gut. Aber als ich aufgrund meiner Deutschleistungen im elften Jahr erneut auf der Krippe stand, war ich sehr deprimiert. Ich hatte eine regelrechte Krise, richtig *déck d'Flemm*. Ich fühlte mich sehr ungerecht behandelt, schließlich waren meine sonstigen Leistungen gut – und trotzdem stand jetzt mein damaliger Traumberuf auf dem Spiel.

„Ich habe von meinen Arbeitskollegen mehr gelernt als in jedem Sprachenunterricht.“

Weil ich keinen anderen Weg sah, habe ich die Schule nach der 11^e verlassen und eine Lehre als Schulverkäuferin begonnen. Nachdem ich diese abgeschlossen hatte, hätte ich als Teilzeitkraft in meinem damaligen Betrieb bleiben können, aber ich war jung und wollte Vollzeit arbeiten. Ich bin deshalb in die Beratung zum Arbeitsamt gegangen. Der dortige Sachbearbeiter hat mir geraten, ich sollte unbedingt Luxemburgisch lernen. Ich verstand es ja schon immer besser. Er ermunterte mich, in meinem Lebenslauf gute Luxemburgischkenntnisse einzutragen, obwohl ich selbst das Gefühl hatte, die Sprache noch nicht gut genug zu beherrschen.

Als ich hörte, dass in einem Traditions-Schuhgeschäft mitten in der Hauptstadt eine Stelle frei wurde, dachte ich zunächst: Das wird nichts mit meiner Hautfarbe. Da wird eh' nur Luxemburgisch gesprochen. Und als ich mich dann bei meiner heutigen Arbeitgeberin vorstellte, hat sie direkt gemeint: „Hier wird Luxemburgisch gesprochen.“ Ich zögerte zunächst, aber ich besuchte zu dem Zeitpunkt bereits einen Luxemburgisch-Kurs am Fremdspracheninstitut. Und da ich hochmotiviert war, muss ich einen guten Eindruck hinterlassen haben. Jedenfalls hat sie mich eingestellt – und von da an hieß es immer, wenn ich ins Französische switchen wollte, „Nein, Maria, auf Luxemburgisch!“ Ich habe von meinen Kollegen und im direkten Gespräch mehr gelernt, als in jedem Sprachenunterricht. Das ist wichtig. Die Kunden, die in unseren Laden kommen, meinen oft, ich könnte kein Luxemburgisch. Sie sind dann überrascht, wenn ich sie auf Luxemburgisch begrüße. Sie tauen auf und die Beratung ist für sie sichtlich angenehmer.

Ich habe es nicht bereut, als Schuhverkäuferin zu arbeiten. Ich wollte immer etwas Soziales machen, hier habe ich Kontakt mit Menschen. Ich bin sehr dankbar, dass meine Chefin mich damals genommen hat. Bei meinen beiden Kindern achte ich aber darauf, dass sie Deutsch und Luxemburgisch lernen. Ich lasse sie oft deutsche Fernsehsendungen schauen und habe ich eine Luxemburgerin als Hilfe engagiert, die mit ihnen über die Hausaufgaben schaut. Ich möchte, dass sie die bestmöglichen Startchancen haben. Sie sollen nicht dasselbe durchmachen müssen wie ich.

Erzählt von Maria de Pina Fortes in Luxemburgisch, aufgeschrieben vom Land

tugais en jouant, peut-être parce que cela leur semble plus naturel ou plus facile. Quand l'institutrice le remarque, elle les invite à revenir au luxembourgeois, langue d'intégration. Non seulement parce que le ministère le demande ainsi, mais aussi et surtout pour ne pas exclure les autres enfants, qui ne comprennent pas le portugais.

Linda Reuter arrive avec un jeu de cartes et demande : « Qui veut jouer ? » *Moi ! Moi ! Moi !* Un groupe d'enfants s'agglutine autour d'elle. Pour remporter des points, il faut jeter des dés avec des dessins d'animaux dessus – et aligner une série de dés avec le même animal que celui sur sur la carte. *Vaca ! Cabra ! ou Galo !* s'exclament les enfants, *Kou, Geess* ou *Gokel* corrige Linda Reuter. Apprendre une langue se fait par assimilation et répétition. Mais ici, rien n'est dans la correction ou la punition, les enseignants sont pleins de compréhension et d'empathie, les enfants avancent très vite.

Or, si le Luxembourg est fustigé dans tous les rapports internationaux qui soulignent que le système scolaire reproduit les inégalités sociales au lieu de les abolir, cela est dû en grande partie aux parents – qui

ne sont pas coupables de ne pas pouvoir aider davantage leurs enfants, seulement incapables. Il y a, à Niederkorn, des familles qui vivent en complète autarcie luso-lusophone : le père ouvrier travaillant pour une entreprise de construction dont le contremaître et les collègues lui parlent en portugais, la mère peut-être femme de ménage dans une entreprise dont les responsables sont également portugais ; les informations proviennent de la radio ou de la télévision portugaise ou d'un journal luxembourgeois en portugais, et même les courses peuvent se faire chez la Portugaise du village. D'autres familles viennent d'arrière et ne parlent pas un mot d'une des langues officielles du pays. Alors, pour les enseignants, cela veut dire qu'il faut traduire toutes les communications dans plusieurs langues et que, pour les entretiens de bilan, il faut avoir recours au système D – ou, pour améliorer la compréhension des deux côtés, demander la présence d'un médiateur interculturel du ministère, qui pourra assurer une traduction simultanée.

Sans dire un mot, Leonor vient avec une feuille A4 sur laquelle elle a fait un beau dessin, avec une princesse, un papillon et des cœurs. « Oh, hies du dat gemaach ? Wéi schéin ! » elle acquiesce. « Ass dat fir mech ? » Encore un oui de la tête et elle s'enfuit.



Vendredi dernier à Niederkorn, dans la classe de Linda Reuter (en bas)

Mathe auf Deutsch ist ein Pilotprojekt, das Schule macht

Rechnen mit Spaßfaktor

Ines Kurschat

Es hat einigen Anlauf und Hartnäckigkeit gebraucht. Mathematiklehrer um den beigeordneten Direktor Yves Mentgen am *Maacher Lycée*, wie die technische Sekundarschule in Grevenmacher heißt, hatten vor über zehn Zeit beobachtet, dass viele ihrer Schüler im unteren Zyklus große Schwierigkeiten mit dem Rechnen hatten. Aber nicht, weil sie keinen Begriff von Zahlen hatten und Mathe ihnen sowieso nicht lag, sondern weil ihnen die Wörter fehlten, um die französischsprachigen Aufgaben zu verstehen.

„Es lag nicht an der Mathematik. Die Schüler hatten sechs Jahre lang in der Grundschule Mathe auf Deutsch, und plötzlich, in der 7^{en}, sollten sie auf Französisch wechseln“, beschreibt Yves Mentgen das Problem. „Das überfordert viele, zumal sie sich erst in einer neuen Umgebung und in der neuen Klassen zurechtfinden müssen“, pflichtet Französischlehrerin Elise Biver dem Kollegen bei.

Die Grevenmacher Sekundarschullehrer berieten, was sie tun könnten: Warum nicht Mathe auf Deutsch unterrichten? „Ein Großteil der *Technique*-Schüler wechselt nach der 9^{en} ohnehin in die Berufsausbildung. Dort haben sie Fachrechnen auf Deutsch. So könnten sie sich auf Mathe konzentrieren“, erklärt Mentgen die Überlegung hinter der Idee. Nicht jeder im Kollegium teilte diese Meinung, manche Kollegen sorgten sich um den Anschluss an die Oberstufe, doch eine Gruppe von Mathelehrern fasste sich ein Herz und schrieb einen Antrag für ein pädagogisches Konzept. Es ist am Erziehungsministerium, dieses zu bewilligen. Oder nicht.

Der damaligen Ministerin Mady Delvaux (LSAP) schien der Vorstoß zunächst zu wegen. Besser wäre es, die Französischkompetenzen der Schüler auszubauen, empfahl sie stattdessen, schließlich war Französisch gesetzlich als Unterrichtssprache vorgeschrieben. Dabei hatten die *Pisa*-Resultate für Luxemburg deutlich gezeigt: Der herkömmliche Sprachenunterricht wirkte für viele Schüler nicht als ein Vorteil, sondern bremste sie in ihrer Bildungslaufbahn zunehmend aus.

Auch einen zweiten Anlauf der Hartnäckigen nahm Delvaux nur zögerlich auf, obwohl die Sozialistin die Sprachenpolitik zu einem ihrer Reformschwerpunkte gemacht hatte. 2014 dann, als im Rahmen der Vorarbeiten zu einer Sekundarschulreform Pläne im Ministerium kursierten, Schulen mehr Autonomie zu geben und die Sprachangebote ausdifferenzieren, gab es grünes Licht für ein Pilotprojekt: „Uns wurde aber auferlegt, Französisch zu fördern, damit die Schüler nicht den Anschluss verlieren, und das Projekt wissenschaftlich begleiten zu lassen“, erinnert sich Yves Mentgen.

Weil Französisch viele Schüler beim Rechnen hemmt, setzen Schulen bewusst auf Deutsch-Mathe. Vorreiter ist Grevenmacher

Englische Sektion in der öffentlichen Schule

Michael Luscious?

Michèle Sinner

Die Entstehung der englischen Sektion im Lycée Michel Lucius ist einem Zufall geschuldet. Vor bald sechs Jahren suchte das Unterrichtsministerium Unterschlupf für eine internationale Klasse aus dem Athenäum. Die Limpertsberger nahmen die Herausforderung an und sprangen kurzfristig ein. Daraufhin begann die Schulleitung zu untersuchen, wie groß die Nachfrage sei und welches Schulangebot sie den Schülern, die im regulären Luxemburger Schulbetrieb mit den Sprachanforderungen kämpfen, machen könnte. *Bac International?* Sie entschieden sich letztlich für das britische System, indem ein *General Certificate of Secondary Education* (GCSE) die Vorstufe zu den *A-Levels* – „A“ für Advanced – bildet, die von den Universitäten als Eintrittsticket verlangt werden.

Das englische System sei weltweit anerkannt, die englische Sprache von immer größerer Bedeutung, erklären Direktorin Pascale Petry, ihr Stellvertreter Daniel Redinger sowie die Mitarbeiter Chris Chapman und Robert Goedert ihre Wahl. Dafür sprach auch das große Angebot an Unterrichtsmaterialien und Weiterbildungen für Lehrer.

Heute besuchen 401 Schülerinnen und Schüler die englische Sektion des Lycée Michel Lucius. Ein Viertel davon sind Muttersprachler, insgesamt sind 60 verschiedene Nationalitäten vertreten. Von A wie Afghanistan, bis Z wie Zimbabwe. Dabei bilden diejenigen, die einen Luxemburger Ausweis besitzen, mit 71 Schülern die größte Gruppe, erst danach folgen 63 Briten und 36 Portugiesen. „Auch in Portugal ist die erste Fremdsprache mittlerweile Englisch und nicht mehr Französisch“, bemerkt Pascale Petry. 40 Prozent der Schüler waren mindestens ein Jahr im Luxemburger Schulsystem, die Mehrheit hat noch nie die Luxemburger Regelschule besucht.



Das englische System ist weltweit anerkannt

Wer in Luxemburg „englisch“ und „Schule“ denkt, hat oft die Privatschulen St. George und International School Luxembourg (ISL) vor Augen und die Kolonne an teuren Wagen, die die Eltern jeden Morgen davor bilden, um ihre Kinder abzusetzen. Ob ein englisches Angebot eher etwas für die Kinder reicher Manager aus dem Ausland ist? Und für die Kinder von Eltern, die gerne Geld für eine exklusive Bildung ausgeben? Für Pascale Petry ist es eine Frage der Chancengleichheit, dass die öffentliche Schule allen Kindern ein Angebot macht. Auch syrische und irakische Schüler besuchen den englischen Unterricht im Michel Lucius. „Wenn wir hier jemanden bis zu den *A-Levels* bringen und damit Zugang zum Studi-

um geben können, der im Regelsystem wegen seiner fehlenden Sprachkompetenzen ins Modulare orientiert wurde, finde ich das gut“, sagt Petry.

Die Sprache ist längst nicht der einzige Unterschied zwischen der Luxemburger Regelschule und der englischen Sektion. Das pädagogische Konzept, formulieren es die Verantwortlichen der Schule vorsichtig, beruht weniger auf Reproduktion, sondern fordert die Kreativität der Schüler sowie ihre Selbstständigkeit. „Sie müssen viel selber machen.“ In beiden Systemen erfolgt der Abschluss nach sieben Jahren. Haben die Schüler im Luxemburger System vor den Abschlusskamen noch Unterricht in bis zu 13 ver-

Die Grevenmacher Lehrer, die sich am Projekt beteiligten, entschieden sich also, zweigleisig zu fahren: Schüler würden in der 7^{en} und 8^{en} im unteren Zyklus Rechenaufgaben auf Deutsch bekommen und lösen, nach und nach würden sie mit französischen Fachbegriffen vertraut gemacht, so dass am Ende der 10^{en} der Übergang auf die Oberstufe möglichst reibungslos geschehen möge. Diese Kombination, *Français plus* als Vertiefung neben Mathe in Deutsch anzubieten, ist heute eine Besonderheit des Grevenmacher Lyzeums. Von ihm abgesehen, gibt es ein ähnliches Projekt bislang nur in Redingen.

Dass sich viele Schüler leichter mit Mathe tun, wenn sie nicht in Französisch rechnen müssen, war Sprachforschern um Bildungswissenschaftlerin Sonja Ugen von der Uni Luxemburg beim internationalen Bildungstest *Pisa* aufgefallen: 15-Jährige können dort wählen, ob sie die Testaufgaben lieber auf Deutsch oder Französisch machen wollen. Sogar Schülern, denen eine größere Affinität zu Französisch nachgesagt wurde, entschieden sich mehrheitlich für Deutsch als Testsprache.

Französischlehrerin Elise Biver versucht zu erklären: „Viele haben schon in der 7^{en} die Nase voll vom Französischunterricht. Sie sind demotiviert, wenn sie merken, dass sie auch mit anderen Fächern Probleme haben, nur weil die Unterrichtssprache auf der Sekundarstufe Französisch ist.“ Dadurch riskiere die Schule, „die Talente von Schülern, die nicht so stark in Sprachen, aber dafür in der Mathematik sind“, zu übersehen, so ihre Einschätzung

Das gilt nicht nur, aber besonders für luxemburgischsprachige Jugendliche. „Bei Sprachproblemen und Schulversagen denken viele an Einwandererkinder“, so Yves Mentgen. So sei die Mathe-Onlineplattform *Mathematics.lu* in der Grundschule dreisprachig konzipiert, damit auch nicht-luxemburgische Kinder, die in den meisten Grundschulen inzwischen die Mehrheit ausmachen, die Rechenaufgaben verstehen.

„Wir machen die Beobachtung, dass die Luxemburger genauso mit dem System hadern, nur ist es bei ihnen nicht Deutsch, sondern Französisch“, so Mentgen. Schuld daran ist nicht zuletzt ein Sprachenunterricht, der den Jugendlichen die Sprache eher verleidet, als ihre Neugierde zu wecken, weil der Fokus zu sehr auf Regeln pauken und abstrakte Grammatik gesetzt wird, statt den Unterricht durch eine altersgemäße anwendungsorientierte Didaktik interessant zu gestalten. Selbst in der Mathe ist diese unterschiedliche Herangehensweise sichtbar: „In Deutsch sind die Aufgaben eher problemlösungsorientiert und nicht so formalistisch“, findet Mentgens Bruder und Kollege, Claude Mentgen.

Mit Aktivitäten in Französisch-Vertiefungskursen sollen Schüler die Hemmung gegenüber der Sprache verlieren. „Bei mir lernen die Schüler die Sprache eher spielerisch und im kommunikativen Kontext“, sagt Elise Biver, die als eine von acht Lehrern die *Français-plus*-Kurse betreut. Manchmal fährt sie mit Schülern nach Frankreich oder Belgien zum „Praxistest“.

28 Schüler besuchen derzeit die Mathematikklassen des *Maacher Lycées* (die Schule einigte sich 2014 darauf, nicht mehr als ein Drittel der Kurse in Deutsch anzubieten), und die ersten Ergebnisse sind ermutigend: Beim landesweiten Mathewettbewerb *Maach*



Im Online-Mathekurs *mathematic.lu* können Kinder zwischen Sprachen wählen

Mat(h) gelang den Grevenmachern der Einzug ins Finale, wo sie den dritten Platz belegten, ein Jahr darauf kletterte dasselbe Team auf das Siebertreppchen. In qualitativen Interviews mit Forschern der Uni Luxemburg, die über drei Jahre das Mathe-Projekt analysieren und auswerten sollen, erzählen Schüler, dass sie aufblühen, weil sie sich auf Mathe konzentrieren können und sich nicht durch das Französisch gehemmt fühlen.

Allerdings, räumt Mathelehrer Claude Mentgen ein, „die meisten wissen schon, dass ihre Schwächen im Französischen nicht behoben sind, sondern im Grunde verschoben.“ Den Zeitaufschub verstehen die Lehrer gleichwohl als Chance: „Schüler haben Erfolgserlebnisse in Mathe und wir gewinnen so Zeit für das Französisch-Lernen. Allerdings hätten wir uns schon gewünscht, das Projekt bis zur 13^{en} durchziehen zu können.“

Wer weiß, vielleicht wird auch das eines Tages möglich. Das *Attent-Lycée* in Redingen, das seit diesem Schuljahr ebenfalls Deutsch-Matheklassen bis zur 10^{en} anbietet, bekam das Projekt genehmigt, ohne parallel Intensivkurse in Französisch anbieten zu müssen, ein deutliches Zeichen, dass der aktuelle Minister Claude Meisch (DP) die französische Unterrichtssprache nicht mehr als absolut versteht.

Im Lycée Technique du Centre sind die Verantwortlichen ebenfalls hellhörig geworden und wollen für nächstes Schuljahr ein ähnliches Angebot in ihr Programm aufnehmen. Auch eine Schule aus dem Norden hat sich im Februar von den Grevenmacher Kollegen die Initiative erklären lassen. „Ob sie sie übernehmen, weiß ich nicht. Wir machen jedenfalls weiter, so lange es eine Nachfrage gibt“, sagt Yves Mentgen entschlossen.

Für Direktorin Pascale Petry ist ein öffentliches englisches Angebot eine Frage der Chancengleichheit

schiedenen Fächern, wählen die Schüler im englischen System auf der 2^{en} vier und auf der 1^{ten} drei Fächer. „Bei acht Stunden Unterricht pro Fach in der Woche, geht das viel mehr in die Tiefe“, erklären die Lehrer. Dabei ist das System auch sehr viel flexibler in der Fächerkombination, die im Vergleich den Luxemburger Standard-Fächerblöcken manchmal ein wenig exotisch erscheinen kann.

Die Fächerauswahl ist gleichzeitig eine viel gezieltere Vorbereitung auf die Studienfachwahl an der Uni. Weil die Fächerauswahl damit eine größere Bedeutung bei der Orientierung insgesamt zukommt und sich der Bewerbungsprozess an britischen und irischen Unis über ein Jahr zieht, ist das Lycée Michel Lucius ist in der Zwischenzeit zum Zentrum des Universities and Colleges Admission Service (UCAS) geworden, das die Bewerbungen an den Unis zentral verwaltet. „Die Schüler der englischen Sektion entscheiden nicht erst nach den Examen, was sie studieren“, sagt Petry. Die Erfahrungen, die bei der Orientierung im englischen System gesammelt werden, nehme das Lehrpersonal, das in beiden Systemen unterrichtet, mit in die Regelschule. Viel mitzunehmen gebe es auch im Umgang mit Lernschwierigkeiten und Behinderungen. Das sei im englischen System sehr viel selbstverständlicher.

Dass sich die Schülergruppen mischen und es keine Segregation auf dem Schulhof gebe, sei „kein Selbstläufer“, so die Verantwortlichen der Schule. Aber im Schülerkomitee seien beide Sektionen paritätisch vertreten und man versuche die Schülergruppen überall da zu mischen, wo es geht. Beim Sport zum Beispiel und in den verschiedenen Fächerdepartements – feste Klassensäle haben die Schüler nicht mehr – würden sie auch aufeinandertreffen.

Insgesamt sei die Bindung von Eltern und Schülern an die Schule durchaus höher als in der Regelschule. Das erkläre sich dadurch, dass die Schule für Familien, die oft umziehen, ein Fixpunkt ist. Neu-angekommene Eltern müssen sich überhaupt erst einmal informieren, wie die Schule funktioniert, stellen viele Fragen und bringen sich ein. Wo andere nachmittags im Dorfverein Fußball spielen sei die Schule für Schüler, denen Luxemburgisch oder Französisch als Kommunikationssprache fehlt, auch der Ort, der ihnen außerhalb des Unterrichts Möglichkeiten bietet. Zum Sporttreiben oder zum Musizieren beispielsweise. Auch deshalb sei die Bindung an die Schule größer als gewöhnlich.

Das Lycée Michel Lucius bietet für Kinder aus dem Luxemburger Schulsystem, die mit zwölf noch keinen Englischunterricht hatten, eine 7^{en} Immersion an. Das erst vergangenen Dezember gestimmte Gesetz, das der Englischsektion im Lucius eine rechtliche Grundlage gibt, sieht außerdem vor, dass das Angebot auf die Grundschule ausgeweitet wird. Nächsten Herbst soll es losgehen. Bereits jetzt liegen fast 130 Einschreibungen vor. Um die Grundschüler zu betreuen, müssen zwölf neue Lehrerinnen und Lehrer eingestellt werden. Nach Ostern will Unterrichtsminister Claude Meisch den Standort der neuen Schule bekanntgeben.



Sprachförderung wird am Lycée Technique du Centre seit Jahrzehnten groß geschrieben

Aus der Not heraus

Die ersten Sprachförderkurse im Lyzeum gab es in den 1980-ern

Fragen: Ines Kurschat

Das Lycée Technique du Centre kann als Sprachenpionier in der Hauptstadt gesehen werden. Es war eine der ersten Sekundarschulen, die bewusst Sprachförderkurse für Neuankömmlinge einrichteten. Was damals als Exotikum galt, trotz anfänglicher interner Kritik umgesetzt und manchmal spöttisch belächelt wurde, hat heute Modellcharakter im Umgang mit Schülern aus unterschiedlichen sprachlichen Kontexten. D'Land sprach mit Netty Maas, Deutschlehrerin und beigeordnete Direktorin des LTC.

D'Lëtzebuurger Land: Das Lycée Technique du Centre (LTC) war in Sachen Sprachförderung Vorreiter. Ihre Schule begann bereits in den 1980-er Jahren mit Deutsch-Förderkursen. Warum?

Netty Maas: Aus purer Notwendigkeit. Wir beobachteten damals, dass die Sprachanforderungen zunehmend als Barrieren wirkten. Dass das bestehende Angebot nicht mehr adäquat für alle unsere Schüler war.

Wie war damals das Profil Ihrer Schüler?

Wir hatten Deutschkurse für Anfänger, die sich speziell an Einwandererkinder richteten, die Schwierigkeiten mit Deutsch hatten, vornehmlich Kinder der zweiten Generation. Ich habe damals zum Beispiel Paramédicale-Schüler in Deutsch unterrichtet. Ähnliche punktuelle Initiativen gab es damals auch an anderen Schulen.

Über die Jahre hat das LTC sein Sprachangebot beständig erweitert: von Deutsch-Förderklassen bis zur frankophonen Berufsausbildung. Wie kam es dazu?

Es ist schwierig, einen klaren Zeitpunkt zu bestimmen, das hing zum Teil von den jeweiligen Personen ab, die sich dafür eingesetzt haben. In den 1990-er Jahren, mit Siggy Koenig als damaligen Chefberater im Unterrichtsministerium und Christiane Tonnar vom Ausländerreferat, kam der

Stein ins Rollen und die Initiativen wurden systematisiert.

Hatten Sie als LTC-Schulleitung nicht Sorge, durch Ihr Engagement in eine bestimmte Ecke gerückt zu werden?

Doch, sicher. Es gab damals viele kontroverse Diskussionen, auch innerhalb der Schulleitung. Weil wir damals zur ‚Ausländerschule‘ gestempelt wurden und es Sorge gab, wir könnten andere Schülergruppen deshalb verlieren oder nicht erreichen. Inzwischen ist Vielfalt in Herkunft und Sprache normal in der Schullandschaft.

Heute bietet Ihre Schule eine ganze Palette sprachlich differenzierter Ausbildungswege an.

In der Berufsausbildung hat sich nicht viel geändert. Wir haben lediglich mehr frankofone Ausbildungen. Das ist nötig, denn die Nachfrage wächst. Wir verschaffen Jugendlichen, die Schwierigkeiten mit dem herkömmlichen Fachdeutsch in der Berufsausbildung haben, dadurch einen Zugang zu einer soliden Ausbildung.

Das Ministerium hat den Mangel an frankophonen Ausbildungen immer mit der Schwierigkeit begründet, Berufsschullehrer zu finden, die auf Französisch unterrichten. Dies obwohl nur Lehrer in den Staatsdienst aufgenommen werden, die alle Amtssprachen perfekt beherrschen.

Das stimmt. Es ist noch immer nicht einfach, Lehrer zu finden, die auf Französisch unterrichten. Und noch immer gibt es Ausbildungswege, die nicht auf Französisch angeboten werden und deshalb bestimmten Jugendlichen verschlossen bleiben. Hinzu kommt aber ein weiteres Problem: Für unsere Schüler ist es je nach Ausbildungszweig schwer, eine Lehrstelle oder einen Praktikumsplatz zu finden, zum Beispiel im Sekretariat, denn da gibt es zusätzliche Konkurrenz durch die Absolventen des Technique und des Technicien.

Woran liegt das? Etliche Frankophone aus der Großregion, die täglich nach Luxemburg pendeln, arbeiten in diesem Bereich.

Ja. Es ist eigentlich nicht nachvollziehbar, immerhin wird im Büro, in Banken, im Einzelhandel hauptsächlich Französisch gesprochen. Unsere Schüler können außer Französisch einigermaßen Luxemburgisch und sogar weitere Sprachen. Hier geht es um Lohnpolitik, so ehrlich sollte man sein.

Das LTC bietet seit 2010 den Baccalauréat International (BI) in Französisch an. Hat sich das Angebot inzwischen etabliert?

Der BI ist fester Bestandteil unseres Schulangebots. Dieses Jahr starten zwei 4^e-Klassen, mit jeweils über 20 BI-Schülern. Wir sind stolz darauf; letztes Jahr haben alle unsere BI-Schüler das Schlussexamen erfolgreich absolviert.

Welches Profil haben die BI-Teilnehmer?

Die meisten, rund zwei Drittel, stammen aus unserer Schule. Sie wollen später studieren. Der BI verlangt den Schüler einiges ab, der Akzent liegt darauf, Gelerntes anzuwenden. Wer schulmüde ist und nicht eine gewisse Autonomie mitbringt, für den ist das nichts. Wir bekommen auch Anfragen von außerhalb. Schüler, die aus dem Ausland zu uns kommen, müssen zunächst Einstufungstests sowie den obligatorischen Französischtest absolvieren. Ich spreche persönlich mit allen Bewerbern, um ihre Beweggründe und Motivation einzuschätzen.

Die zentralisierten Aufnahmetests für Neuankömmlinge im Luxemburger Schulsystem, die im Ausländerreferat (Casna) des Ministeriums organisiert und durchgeführt werden, gibt es noch nicht lange.

Früher haben wir jeden einzelnen potenziellen Schüler einer 7^e persönlich gesprochen, um uns ein Bild von dessen Fähigkeiten zu verschaffen. Irgendwann konnten wir diesen Aufwand nicht mehr

„Damals wurden wir als Ausländerschule abgestempelt. Heute ist Vielfalt normal.“ Netty Maas

betreiben. Mehrere Schulen setzten sich dafür ein, dass jeder der Schüler, der aus dem Ausland nach Luxemburg kommt, zuvor Einstufungstests durchläuft. Denn nur so lässt sich Chancengleichheit herstellen. Inzwischen funktioniert das prima und ich bin sehr dankbar, dass es den Casna gibt.

Sie bieten BI-Schülern, die bereit sind zu lernen, die sich aber oft aus familiären oder sozialen Gründen schwer damit tun, psychosoziale Unterstützung. Wie wichtig ist diese Hilfe?

Sie ist unentbehrlich. Denn das betrifft fast die Hälfte, wenn nicht zwei Drittel unserer Schüler. Wir haben viele, die kein Zimmer zum Lernen haben, die sich um Geschwister kümmern müssen, manche gehen sogar arbeiten. Es fehlen Internatsplätze oder Strukturen, wo diese Jungen und Mädchen zumindest für die Zeit vor den Prüfungen unterkommen und Ruhe zum Lernen finden können. Ohne die hervorragende Arbeit unserer Erzieherinnen und Erzieher würden viele die Schule nicht erfolgreich abschließen. Auch unsere Lehrer versuchen, unsere Schüler nach Kräften zu unterstützen.

Wie geht das neben dem Unterricht?

Es ist eine Frage der Einstellung und der Schulkultur. Die meisten Schüler kennen wir seit der 7^e. Da entstehen fast familiäre Beziehungen. Wichtig ist es, Zeit und Ressourcen zu finden. Das ist nicht immer einfach.

Zurzeit wird viel über die Herausforderungen diskutiert, die die große Vielfalt der Schüler an die Luxemburger Schule stellt. Sie wird in den nächsten Jahren eher zu- als abnehmen.

Wir suchen weiter nach Antworten. Dieses Jahr bieten wir erstmalig zwei 6^e-Klassen an für Neuankömmlinge, die sich gut entwickeln. Eltern wünschen sich mehr Angebote auf dem Niveau der *Classique*. Wir wollten aber bewusst nicht mit einer 7^e-*Classique* beginnen, weil wir das Jahr zur Beobachtung und Bewährung nutzen – und dann erst differenzieren. Deshalb gibt es nun die 6^e. Außerdem wollen wir Luxemburgischsprachige stärker in Französisch fördern. Ab der 7^e soll es für sie Französisch als Fremdsprache geben.

Tatsächlich betrifft das Sprachenproblem keineswegs nur Einwandererkinder: Luxemburger Schüler kämpfen mit Französisch als Unterrichtssprache.

Ja, die Malaise ist groß. Wir werden daher in den 7^e- und 6^e-Klassen Mathe auf Deutsch anbieten und allmählich auf Französisch wechseln. Zusätzlich soll es Englisch ab der 7^e geben; wir möchten die Sprachen insgesamt anders gewichten. Das entsprechende Pilotprojekt hat das Ministerium abgesegnet.

Immer mehr Schulen diversifizieren ihre Angebote, besonders im Sprachenbereich. Wie sehen Sie diese Entwicklung?

Sie ist angesichts der Vielfalt unserer Schüler völlig nachvollziehbar. Aber ich muss gestehen, ich mache mir auch Sorgen. Einerseits weil ich mich frage, wie Eltern, Schüler, Lehrer die Angebote überblicken sollen. Wie finden sie heraus, was gut für sie beziehungsweise ihr Kind ist? Andererseits stellt sich mit der zunehmenden Diversifizierung die Frage nach der Vergleichbarkeit immer mehr: Wenn jede Schule eigene Sprachangebote entwickelt, was ist dann am Ende ein Abschluss wert?

Les mues du journal lusophone *Contacto* reflètent l’histoire de l’immigration portugaise

Nouvelle vague

Bernard Thomas

La presse lusophone luxembourgeoise a connu son premier essor dans les années 1960-1970 : du journal salazariste (*As Cinco Quinas*, 1966) au périodique maoïste (*A Verdade*), en passant par le bulletin de l’União (*A Nossa Voz*, 1975). Parmi la panoplie de projets publicistes qui sont nés dans cette période mouvementée, seul le *Contacto* aura survécu. Il fut fondé en 1970 par l’association Amitiés Portugal-Luxembourg, proche de l’Église catholique. Durant ses premières années, le *Contacto* informe ses lecteurs sur la vie associative portugaise et les questions politiques et sociales touchant à leur vie quotidienne. Jusqu’à la Révolution des Œillets de 1974, il reproduira le discours officiel portugais, c’est-à-dire l’idéologie de l’Estado Novo. Bien que rédigé et distribué au Luxembourg, le journal était imprimé au Portugal ; cette soumission volontaire à la censure salazariste laisse songeur. José Correia, rédacteur en chef depuis 1996, se rappelle avoir un jour reçu un coup de téléphone du Portugal. À l’autre bout du fil, un homme se présente – non sans fierté – comme l’ancien censeur du *Contacto*. « Il a dit m’appeler pour me féliciter de la survie du journal. Il m’expliquait qu’il avait toujours admiré les tournures adroites que le *Contacto* trouvait et qui lui permettaient de laisser passer certains passages. »

Après la révolution de 1974, le ton changea. Belmiro Nariño de Campos, dit « padre Belmiro », catho de gauche et anti-salazariste, sera quinze ans durant rédacteur en chef du *Contacto*. (Il est décédé en janvier de cette année.) À partir de 1977, le LCGB s’implique activement dans la publication du journal ; chaque adhérent portugais du syndicat recevra automatiquement un abonnement. En 1987, le *Contacto* est repris par les éditions Saint-Paul et se professionnalise. En 1996, pour élargir son lectorat, le journal devient gratuit. En quelques années, le nombre d’abonnés triple, passant de 5 000 à 15 000. Cette masse critique crée un argument de vente pour les annonceurs. Le *Contacto*, qui s’adresse à une communauté lusophone qui pèse plus d’un cinquième de la population totale, continue ainsi à capter un nombre considérable de publicités sur un marché qui reste pourtant déprimé. Luxlait, le Kichechef, les boucheries Ferreira et Mc Donald’s sont des annonceurs réguliers. Mais c’est à Cactus que revient la dernière de couverture ; semaine après semaine, la chaîne de supermarchés y décline sa gamme portugaise : liqueur Beirão, *bacalhau*, bûche de Noël *a portuguesa*, *vinho tinto*, huile d’olive de la marque Gallo. (D’autres annonceurs du

Le journal remplit six des sept critères définis par la loi sur la promotion de la presse écrite – à une exception près : avoir « recours principalement aux langues luxembourgeoise, française ou allemand »

Contacto, comme Cora, Auchan et Delhaize, misent également sur ce créneau communautaire, mais sans souffrir le même degré de visibilité.)

Si, au sein de son équipe, José Correia est le seul natif du Luxembourg, il a fait son lycée au Portugal où ses parents étaient retournés après l’adhésion du Portugal à la CEE en 1986. (Le rédacteur en chef estime que de nombreux enfants d’immigrés passés par l’école luxembourgeoise écriraient un « portugais trop déficient pour l’écriture journalistique ».) En 1996, au sortir de l’université de Strasbourg où il étudiait l’histoire, José Correia est embauché par le *Contacto* dont il devient le premier journaliste à plein temps. Durant les premières années, son travail consiste principalement à s’occuper du réseau de correspondants locaux, pour la plupart issus de la vie associative ou syndicale, dont il corrige et édite les textes. En trois ans, le journal changera deux fois de rythme de parution ; il devient bimensuel en 1997, hebdomadaire en 1999. Tout juste avant la percée d’Internet, la fin des années 1990 constitue une deuxième époque dorée pour la presse lusophone. (Editpress lance d’ailleurs à ce moment-là un produit concurrent, *Correio*, dont la publication cessera en 2013). Entre février 2011 et décembre 2012, l’équipe rédactionnelle du *Contacto* travaille sur le *Point 24*, l’éphémère concurrent à *L’Essentiel*, dont l’édition portugaise paraissait les mardi et les vendredi. Un travail supplémentaire happé aujourd’hui par la version portugaise du portail multilingue de *wort.lu*. Le *Contacto* est de plus en plus fréquemment cité par

les autres médias, principalement sur des dossiers sociaux (accidents de travail, pratiques de dumping sur les chantiers) et linguistiques (langues enseignées et pratiquées dans les écoles et crèches).

Sa rédaction se compose de cinq personnes : une juriste, un ancien sportif professionnel et des journalistes ayant auparavant exercé leur profession au Portugal. Cette composition reflète la nouvelle vague de l’immigration portugaise. Depuis 2003, de nombreux jeunes urbains et diplômés ont quitté le Portugal en direction du Grand-Duché. Cette donne sociologique commence à transparaître dans les statistiques luxembourgeoises qui voient le pourcentage de Portugais très faiblement formés reculer d’à peu près trois pour cent par an. (Même si la barrière linguistique bloque encore souvent l’accès aux emplois correspondant au diplôme universitaire.) Sur la dernière décennie, le journal a également réussi à s’attacher les services de nouveaux correspondants au Portugal : un journaliste-vedette, une thésarde, un ancien haut fonctionnaire... D’une certaine manière, le *Contacto* « profite » d’une double crise : celle, structurelle et mondiale, de la presse écrite et celle, économique et sociale, qui frappe l’Europe dite « périphérique ».

En septembre 2016, Saint-Paul annonce une « réorganisation de son pôle lusophone ». José Campinho, passé de *Correio* à New Media Lux, puis de Amazon à *Decisão* (« le premier magazine économique et business pour la communauté lusophone au Luxembourg », édité par Saint-Paul), fut engagé comme nouveau gérant du *Contacto* et de *Radio Latina*. Un mois plus tard, désormais doté d’une nouvelle maquette, le journal devient payant – le prix : un euro au kiosque. « Un produit payant a plus de valeur », estime son rédacteur en chef, José Correia, même s’il concède qu’il est difficile de faire changer les habitudes de lecteurs qui ont reçu le journal gratuitement pendant vingt ans. Il dresse une généalogie du lectorat : « La première génération reste très attachée au papier ; la deuxième génération, de 35 à quarante ans, nous lit soit sur papier soit sur Internet ; quant à la troisième génération, soit elle ne nous lit plus, préférant lire en français ou en luxembourgeois, soit elle nous lit par attachement émotionnel, parce que le *Contacto* a toujours été une présence dans la maison familiale. »

À feuilleter les vingt dernières éditions de l’hebdomadaire lusophone *Contacto*, on trouve des cri-

tiques *highbrow* (sur l’expo *Les héritiers de Jérôme Bosch* à la Villa Vauban ou sur la rétrospective Almada Negreiros à la Fondation Gulbenkian de Lisbonne), des reportages fouillés (Luxleaks, fausses autorisations de commerce), de longues analyses (robotique, printemps arabe) et des entretiens-fleuves avec des artistes locaux (quatre pages pour le sculpteur Wil Lofy ; deux pages pour le journaliste-écrivain Gaston Carré). On y trouve aussi des comptes-rendus détaillés de publications scientifiques sur l’immigration portugaise, mais également sur des sujets plus inattendus comme la politique du gouvernement portugais en 1940 vis-à-vis des réfugiés juifs luxembourgeois. Certains de ces articles sont postés sur les réseaux sociaux,

ce qui permet d’en mesurer le retentissement. Parue en février sous le titre (traduit ici en français) « Si les étrangers pouvaient voter, les problèmes dans l’éducation seraient rapidement résolus », une longue interview avec Jean-Jacques Weber, professeur en sociolinguistique à l’Uni.lu, a recueilli 311 « likes » et 206 partages, ce qui au Luxembourg constitue déjà un effet viral. Bien que, selon le dernier sondage Plurimedia, il compte 55 700 lecteurs (soit le double du *Jeudi* ou du *Feierkrop*), le *Contacto* ne reçoit pas d’aide à la presse. Le journal remplit six des sept critères définis par la loi sur la promotion de la presse écrite – à une exception près : avoir « recours principalement aux langues luxembourgeoise, française ou allemand ».

Selfie linguistique III

En français w.e.g.

Régis Hervé

La situation linguistique ici est parfois ambiguë. J’habite au Luxembourg et je travaille ici depuis 1999. Je suis Français, mais ma femme est Luxembourgeoise, ainsi que mes deux enfants. J’ai également beaucoup d’amis qui sont Luxembourgeois, alors je me sens bien intégré. Mais il y a aussi des moments où je me sens un peu exclu. Par exemple lors des élections nationales : même si toute ma vie se joue ici, je ne peux pas voter. C’est bien dommage.

Quand je suis venu au Luxembourg, je ne savais pas encore si j’allais rester. J’ai accompagné un ami d’enfance et nous avons commencé à travailler ensemble dans la restauration car j’ai une formation de serveur. Je ne parlais que le français. J’ai vite trouvé un autre travail dans une brasserie au centre-ville qui était fréquentée majoritairement par des Luxembourgeois. C’est là que j’ai appris mes premiers mots de luxembourgeois. Après avoir rencontré ma compagne de vie, je me suis inscrit à un cours de langue. Mais comme je travaillais dans la restauration, il était difficile de suivre les cours du soir régulièrement et avec la rigueur nécessaire dû à mes horaires. Ayant raté le cours plusieurs fois, ils ont fini par m’exclure.

Comme les Luxembourgeois parlent le français, je me débrouillais bien sans le luxembourgeois. Maintenant, lorsque je commence à leur parler en luxembourgeois et qu’ils remarquent que je suis Français, les Luxembourgeois changent souvent de langue et me parlent en français aussi. De cette manière, il est cependant difficile d’élargir mes connaissances du luxembourgeois. C’est quand j’ai commencé à travailler avec des francophones qui parlent le luxembourgeois, que j’ai pu m’entraîner en luxembourgeois avec eux. Cela m’a motivé à le parler.

La situation linguistique dans ce pays est ambiguë

Maintenant je travaille dans le café d’un lycée. Le fait que le français soit ma langue maternelle n’a pas posé de problème et a été une des raisons pour lesquelles la direction m’a embauché. Encore une ambiguïté. Le directeur veut que les élèves du lycée appliquent leurs connaissances de français. Ainsi je suis sollicité à utiliser le français, ce qui permet aux étudiants de le pratiquer et de s’y familiariser. Tout comme à la maison, où mes enfants de par mon utilisation du français, ont eu plus de facilité dans leur apprentissage de la langue. Depuis cette année j’ai une collègue débutant dans le métier qui ne parle pas le français, alors je dois tout lui expliquer en luxembourgeois. Parfois cela est difficile pour moi, mais en même temps ça m’aide beaucoup à apprendre.

J’ai commencé aussi à parler plus souvent le luxembourgeois à la maison. Normalement je parle en français avec ma femme, mais avec mes enfants ça dépend de la situation. Quand il a y des choses sérieuses à expliquer, je préfère le faire en français. Comme ça, je suis sûr qu’ils me comprennent.

Le luxembourgeois est important pour avoir accès aux administrations et être informé de la politique. C’est plutôt là où je me sens mal à l’aise. Il y a autre chose qui me gêne un peu : même si je comprends que la majorité des Luxembourgeois aient voté contre le droit de vote pour les étrangers au référendum – je conçois leur crainte de perdre en influence – je trouve la discussion actuelle sur l’importance du luxembourgeois un peu exagérée. Car les étrangers qui habitent ici, au moins ceux que je connais, font de leur mieux pour apprendre le luxembourgeois.

Après presque vingt ans au pays, je ne suis plus l’actualité politique en France comme je le faisais au début. Ce sont les décisions de la politique d’ici qui influencent ma vie et mon avenir ainsi que ceux de ma famille. C’est pour cette raison que j’aimerais bien avoir mon mot à dire. Et c’est également pourquoi j’envisage sérieusement d’introduire une demande pour la double nationalité.



Le *Contacto*, longtemps envoyé gratuitement, reste une présence dans de nombreux ménages portugais

Selfie linguistique IV

Multilingue, « ma non troppo »

Paula Telo Alves

On m'a appris que je viendrais au Luxembourg quatre jours avant de prendre l'avion, en 2000. J'habitais alors à Porto, au Portugal, où je suis née. Au téléphone, une fonctionnaire de Bruxelles m'annonce qu'une place pour les stages à la Commission européenne venait de se libérer. « Par contre, c'est au Luxembourg. Vous êtes toujours intéressée ? » La question semblait de mauvais augure : pourquoi ne devrais-je l'être ? Je ne savais même pas où se trouvait ce Luxembourg.

Je l'ai ensuite cherché sur une carte. On y parlait le français, que j'avais appris au lycée. Mon père, pour qui les langues étrangères étaient la chose la plus importante au monde – ne parlant aucune lui-même –, avait expédié ses rejetons en France et en Angleterre pour faire des cours d'été, plusieurs années d'affilée. J'avais des notions basiques d'allemand, grâce au Goethe Institut, à Porto, et à une série qui passait à la télé portugaise, *Die Zweite Heimat*. Pour les langues, cela devrait suffire. Pourtant, une de mes connaissances, dont la sœur avait aussi fait un stage au Luxembourg, a essayé de me frayer : « C'est horrible. Les autochtones protègent leurs privilèges avec un dialecte que personne ne parle, sauf eux ». Je ne l'ai pas cru. Et puis, je n'y serai que pour cinq mois, n'est-ce pas ?

La première langue que j'ai apprise au Luxembourg était l'espagnol, avec les stagiaires venus d'Espagne. (Entre Ibériens, on avait décidé qu'il était bête de se parler en anglais, la « lingua franca » à la Commission, et mon castillan progressait nettement plus vite que leur portugais.) Le soir, nous finissions souvent au Pfaffenthal, dans des cafés louches de mes compatriotes, les seuls ouverts tard dans la nuit. Ce n'est que quelques mois après notre arrivée qu'une des Espagnoles a rencontré pour la première fois un Luxembourgeois, dans un bar au centre. Cette découverte, nous l'avons fêtée avec l'enthousiasme d'un explorateur qui entrevoit un territoire jamais cartographié. Où se cachaient donc les Luxembourgeois ? Nous l'avons bombardé de questions et il est parti, effrayé.



Beaucoup des Portugais au Luxembourg parlent au moins le portugais et le français

Le pays a beau être petit : au Luxembourg, chacun circule dans son propre territoire. Cet espace, qui commence au travail, détermine nos relations et les langues que l'on écoute et utilise. (Plus tard, en tant que journaliste, j'allais rencontrer des immigrés venus de l'est qui parlaient couramment le portugais, parce-ce qu'ils travaillaient dans la construction.)

Après le stage, j'ai travaillé comme juriste dans une société américaine. Comme à la Commission, les langues de travail étaient le français et l'anglais.

Pendant trois ans, j'ai fréquenté un cours de littérature française avec Corina Ciocarlie, journaliste au *Jeudi* : nous lisions *La Princesse de Clèves*, discussions Genet, apprenions à conjuguer l'imparfait du subjonctif, que nous n'écririons pourtant jamais, allions voir des pièces de théâtre ensemble. J'aimais cette exploration oisive, voire improductive, de la langue française, hors du « cadre de référence » et de ses niveaux de compétences techniques dans lequel l'Union européenne tente de tasser les langues. Une langue est aussi une culture, une vision du monde. Le français a vite pris la relève, même si,

à la maison, je parlais anglais avec mon copain de l'époque, un Britannique.

J'ai commencé à travailler comme journaliste pour la presse portugaise en 2002. Aujourd'hui, si j'avais un podomètre pour les langues – appelons-le un « langomètre » –, le portugais aurait le plus de kilomètres parcourus par jour. C'est une des langues dans la vie de ce pays, parlée par un quart de la population, y compris les immigrés des anciennes colonies portugaises qui habitent au Luxembourg. Et j'utilise aussi le français, la vraie langue véhiculaire

J'utilise aussi le français, la vraie langue véhiculaire au Grand-Duché, n'en déplaie aux nationalistes

au Grand-Duché, n'en déplaie aux nationalistes. Je me suis inscrite dans un cours de luxembourgeois en 2007. La vérité est que je n'en éprouvais pas le besoin : Dans mon cercle, personne ne le parle, et même pour le travail, le français reste la langue utilisée dans la plupart des rapports et des communiqués de presse. Je vais reprendre le cours cette année, mais je ne me fais pas d'illusion : apprendre une langue c'est un long processus – plus long encore pour une romanophone –, et je ne le parlerai peut-être jamais aussi bien qu'un enfant.

Le Luxembourg se targue d'être multilingue, mais la légitimité attribuée aux langues est très asymétrique et dépend du capital symbolique de ses locuteurs – on n'accusera jamais les Anglais qui fréquentent le pub Britannia de communautarisme, même quand ils restent monolingues. Les crispations autour des langues, aggravées par le référendum de 2015, produisent ses effets. Les cours intégrés de portugais sont menacés. La simple introduction du français dans les crèches a déjà provoqué des réactions négatives. Et la loi de la nationalité ne prend en compte que le luxembourgeois dans un pays où la majorité des étrangers ne l'entend pratiquement pas, ni n'en éprouve le besoin pour communiquer dans la vie quotidienne.

École de la deuxième chance

Andere Wege zum Diplom

Wenn jemand weiß, welche Lächer übertriebene Sprachanforderungen in Lebensläufe reißen, dann sind es die Lehrkräfte der *École de la deuxième chance* in Hollerich in Luxemburg-Stadt. Hierher kommen Jugendliche und junge Erwachsene, die die Schule abgebrochen haben – nicht wenige, weil sie entweder nicht genügend Deutsch oder Französisch konnten –, oder die aus einem anderen Grund auf dem zweiten Bildungsweg einen Schulabschluss nachholen wollen.

„Das Ziel ist dasselbe, aber der Weg ist ein anderer“, fasst Schuldirektor Carlo Welfring die

Grundphilosophie der Schule zusammen. Die Absolventen müssen sich denselben Abschlussprüfungen stellen wie alle Schüler im öffentlichen Schulsystem, allerdings sind der Unterricht und die Inhalte deutlich anwendungsorientierter. „Wir bereiten auf den Beruf vor, deshalb steht bei uns die Funktionalität von Sprache im Vordergrund“, erläutert Tania Biel, Deutschlehrerin, den Unterschied zu herkömmlichen Schulen. Der Unterricht ist kompetenzorientiert, Schüler des *Technique* und der Berufsschule haben die Wahl zwischen Basis- und Fortgeschrittenenkursen in Deutsch und Französisch. „Bei uns können Schüler, die stark im Hörverständnis oder in der Kommunikation sind, Schwächen im Schreiben kompensieren“, so Biel.

Biel und ihre Kollegen greifen nicht auf ein paar ausgewählte Schulbücher zurück, die sie dann Kapitel für Kapitel durchnehmen. „Das könnten sich unsere Schüler gar nicht leisten“, so Biel. Vielmehr arbeitet das Lehrpersonal mit eigenen Handapparaten, will heißen, sie stellen das Material gemeinsam zusammen. Dass das geht, hat die Schule ihrem Sonderstatus zu verdanken: Anders als andere Schulen ist die *École de la deuxième chance* nicht an die herkömmlichen Lehrpläne gebunden, sondern entwickelt ihre eigenen, ähnlich wie das Schengen-Lyzeum in Perl. Insofern sind für sie nicht die nationalen Programmkommissionen zuständig, sondern sie selbst. Was nicht zuletzt mehr Flexibilität in Methodik und Didaktik erlaubt und erklärt, warum die Schule oft in bemerkenswert kurzer Zeit neue Ausbildungen auf die Beine stellt.

Zentral ist, dass sich das Lehrpersonal nicht als Einzelkämpfer versteht, die nur für ein Fach und ihre Klasse zuständig sind. Dabei hilft, dass an der Schule nicht nur Sekundarschul- und Berufsschullehrer arbeiten, sondern auch Grundschullehrer und Lehrbeauftragte: „Grundschullehrer haben kein Fach, ihre Herangehensweise ist meist weniger formalistisch, sondern ganzheitlicher. Sie gehen individueller auf ihre Schüler ein“, beschreibt Carlo Welfring den Vorteil dieses Lehrkräfte-Mix. Damit trotzdem alle an einem Strang ziehen, sind regelmäßiger Austausch, feste Absprachen und Vernetzung zentrale Bestandteile in der Unterrichts- und Lehrplangestaltung.

Ebenso das Tutorat, bei dem ein Lehrer sich wie ein Coach um eine überschaubare Zahl an Schülern besonders kümmert, das Portfolio (eine persönliche Sammlung an Arbeiten, die die Fähigkeiten des Schülers/der Schülerin dokumentieren) und der *Travail personnel*, eine Art Projektarbeit. Diese Elemente waren in der Sekundarschulreform vorgesehen, die Schulministerin Mady Delvaux (LSAP) 2013 auf den Weg bringen wollte, die aber nie kam – und die ihr Nachfolger Claude Meisch in der Form nicht mehr will. Er setzt auf professionelle Qualitätsentwicklung und mehr Autonomie: Jetzt bleibt es den Schulen selbst überlassen, wie sie den Unterricht verbessern und gegen schulischen Misserfolg vorgehen. „Schade eigentlich“, findet Carlo Welfring.

Der *Travail personnel* stößt nicht überall auf Begeisterung, manche Schüler, die sich mit dem Schreiben schwertun, haben zunächst Hem-

mungen: „Wir erklären ihnen dann, dass es um das Ergebnis geht. Darum, dass sie ein Problem darstellen und lösen können.“ Manche schreiben die Arbeit zunächst in einer Sprache, die ihnen besser liegt. „Danach versuchen wir mit ihnen, diese Arbeit zu übertragen“, sagt Lehrerin Melanie Noesen. Das erfordert nicht nur viel Geduld und Einfühlungsvermögen, sondern ein Schüler-Lehrer-Verhältnis, für das in der herkömmlichen

Schule oft die Zeit fehlt. „Bei uns sind die Schüler auf Augenhöhe, viele haben bereits eine gewisse Lebenserfahrung“, sagt Tania Biel. Lehrkräften, die an der Schule unterrichten wollen, empfiehlt Welfring eine gewisse „pädagogische Aufmerksamkeit“. „Wir haben Lehrer, die nach einer Zeit wieder gehen. Ich selbst kann mir keine andere Art zu unterrichten mehr vorstellen“, betont Tania Biel zufrieden. Ines Kurschat

„Bei uns die Funktionalität von Sprache im Vordergrund“



Zweiter Bildungsweg: Sprache soll nicht erneut zum Hindernis werden

„Sprache ist kein Betonblock“



Eine Sprache verstehen und schreiben lernen ist ein komplexer Vorgang

Fragen : Ines Kurschat

In der Sprachendebatte steht der Erwerb der Muttersprache meist im Fokus. Mindestens so wichtig sei die erste Schriftsprache, sagt Sprachwissenschaftlerin Constanze Weth vom Institut für Mehrsprachigkeitsforschung der Uni Luxemburg.

D'Lëtzebuurger Land: In der Sprachdebatte wird häufig das Bild vom Kleinkind bemüht, das Sprachen aufsaugt wie ein Schwamm. Ist das so?

Constanze Weth: Ein Kleinkind, das in eine monolinguale Sprachgemeinschaft hineingeboren wird, zum Beispiel in eine luxemburgischsprachige, lernt die Sprache auf natürliche Weise. Wird es in eine Sprachgemeinschaft geboren, in der mehrere Sprachen gesprochen werden, wird es diese ebenfalls lernen. Die Forschung geht davon aus, dass Kleinkinder parallel relativ mühelos bis zu drei Sprachen lernen können, die in ihrem sozialen Umfeld gesprochen werden.

Sprechen lernen ist aber nicht dasselbe wie Schreiben.

In der Schule lernen Kinder eine „Bildungssprache“, die neue formale Anforderungen an Sprache stellt. In dem erwarteten Endprodukt, einem Aufsatz, einer Präsentation, geht es nicht mehr um das Kommunizieren im vertrauten Kreis, sondern darum, sich einem unbekannten Personenkreis mitzuteilen. Das bedeutet, ein Kind braucht mehr Wörter, es muss grammatische Strukturen erkennen lernen und es muss lernen, seine Texte zu überarbeiten.

Kinder kommen in unserem Schulsystem zunächst mit Luxemburgisch in der Spillschoul in Berührung. Dabei geht es nicht um Grammatik.

Das ist für Kindergarten und Vorschule auch völlig in Ordnung. Allerdings bedeutet das für ein Kind, dass es in dem neuen Umfeld möglicherweise mit einer ihm unbekannten Sprache konfrontiert ist. Darauf muss sich das Erziehungspersonal einstellen.

Allgemein wird davon ausgegangen, dass Luxemburgisch in Vorschule und Kindergarten als Brücke zum Erlernen von Deutsch in der Grundschule dient. Stimmt das?

Man muss kein Luxemburgisch können, um Deutsch zu lernen. Geht man jedoch davon aus, dass Luxemburgisch eine germanische Variante ist, dann verstehen luxemburgischsprachige Kinder andere germanische Varianten, wie das Schrift- beziehungsweise Hochdeutsch, relativ leicht. Sie können verstehen, welche Wörter und Strukturen ähnlich und welche anders sind, sowie Gemeinsamkeiten

übertragen. In dem Sinne ist es für sie leichter, Deutsch zu lernen, als etwa für ein Kind, das mit Chinesisch oder Arabisch aufwächst.

Gilt das so absolut? Schließlich sprechen viele Kinder zuhause kein Luxemburgisch und müssen es wie eine Fremdsprache lernen.

Für Kleinkinder, die mit Luxemburgisch aufgewachsen sind, ist der Wechsel ins Deutsche in der Regel kein Problem, zumal wenn sie zuhause deutsche Kinderbücher lesen, deutsches Fernsehen läuft oder sie sonst mit Deutsch in Kontakt kommen. Für Kinder, die in Luxemburg aufwachsen, aber wenig mit Deutsch in Berührung kommen, könnte der Wechsel vom Luxemburgischen zum Deutschen zum Problem werden. Ein Kind aber, das zuhause Arabisch spricht und mit unterschiedlichen Varietäten seiner Sprache aufwächst, wird eventuell wissen, dass gesprochenes Arabisch und geschriebenes sich unterscheiden und dieses Wissen kann ihm beim Wechsel von Luxemburgisch auf Deutsch helfen. Weiß es das nicht, wird es schwieriger.

Was bedeuten vielfältige Sprachhintergründe für Lehrer, die Kinder in die Bildungssprachen einführen sollen?

Es gibt nicht die eine richtige Sprachförderung. Wichtig ist, dass Kinder früh mit Büchern in Kontakt kommen, dass Erzieher und Lehrerinnen sprachlich mit den Kindern interagieren und Strukturen erklären. Das braucht Zeit, Geduld und kleine Gruppen. Es gibt Fördermaterialien, mit denen Kinder spielerisch ein Bewusstsein für Sprache entwickeln können.

Oft wird die Bedeutung der Erstsprache betont. Sie müsse erst gefestigt sein, bevor weitere Sprachen gelernt werden können, heißt es.

Sprachwissenschaftler sind sich nicht einig, welche Bedeutung genau die Erstsprache beim Erlernen weiterer Sprachen hat und welche die erste Schriftsprache. Meiner Ansicht ist letztere entscheidend. Mit dem Schreibenlernen lernen Kinder nicht nur die Schrift, sondern auch eine neue Art sich auszudrücken. Kinder müssen lernen, dass diese „Bildungssprache“ eine andere Struktur hat als das Sprechen mit engen Freunden. Studien zum Muttersprachenunterricht haben gezeigt, dass sich dieser hier positiv auswirken kann. Geht er aber nicht auf die Sprachsituation der Kinder im Einwanderungsland ein, kann er auch kontraproduktiv sein: wenn beispielsweise in einer Türkisch-Klasse kurdisch- und türkischsprachige Kinder sitzen und das Lehrpersonal diese Sprachhintergründe nicht berücksichtigt.

Man kann schlecht von Lehrern verlangen, sämtliche Sprachsysteme, die in einer Klasse versammelt sind, zu kennen. Zumal in einem Einwanderungsland wie Luxemburg.

Das stimmt. Ein Lehrer sollte aber verstehen, dass ein Kind aus einer Einwandererfamilie völlig andere Voraussetzungen hat, und er sollte den nationalen normativen Blick auf die eigene Sprache hinterfragen. Ein Kind in Portugal lernt Portugiesisch nicht nur durch die Familie: Bücher sind Portugiesisch, das Fernsehen, die Schulbildung, alles ist auf Portugiesisch. In Luxemburg ist dem nicht so. Lusophone Kinder hierzulande haben daher einen anderen sprachlichen Hintergrund als ihre Alterskameraden in Portugal. Das müssen Lehrer berücksichtigen.

Einfach nur die Erstsprache zu fördern, um ein Fundament für Mehrsprachigkeit zu haben, reicht also nicht?

Nein, denn Sprache funktioniert nicht wie Betonblöcke, bei dem einer auf dem anderen aufbaut. Jede Sprache hat verschiedene Varietäten und wird je nach Kontext und Person und Umfeld unterschiedlich gesprochen. Das gilt für sämtliche Sprachen. Das macht Sprachenlernen so kompliziert.

Was brauchen Lehrer, um Schüler mit unterschiedlichen Sprachhintergründen auf unser mehrsprachiges Schulsystem vorzubereiten?

Lehrer brauchen ein großes Wissen über Sprachvarietäten und darüber, was es an Sprachkompetenzen braucht, um in dieser mehrsprachigen Gesellschaft zu bestehen. Das ist abhängig von sozialen Normen und Konventionen und könnte in anderen Gesellschaften anders sein. Darüber hinaus müssen Lehrer Methoden kennen, wie sie Vokabeln beibringen, sie müssen Satzstrukturen erkennen und vermitteln können und sie müssen wissen, dass diese immer funktional gebunden sind an bestimmte Sprachensituationen. Dass man Grammatik nicht losgelöst vom Kontext paukt – und anschließend wendet man sich wieder der Sprache zu. Wörter und Grammatik sind das Fundament, um sich sprachlich auszudrücken, in welcher Sprache auch immer. Um Transfermöglichkeiten zwischen Sprachen zu nutzen, muss man wissen, welche Strukturen in Sprache 1 denen in Sprache 2 ähneln – und welche nicht.

Wissen das unsere Lehrer denn nicht?

Das Problem ist, dass hiesige Lehrer Deutsch vom Luxemburgisch kommend oft implizit gelernt haben und nicht explizit als Fremdsprache. Viele Lehrer können daher nicht sicher genug erklären, wie ein deutscher Satz funktioniert, was seine Verstellung

„Es gibt nicht die eine richtige Sprachförderung. Wichtig ist, dass Kinder früh mit Büchern in Kontakt kommen, dass das Lehrpersonal sprachlich mit den Kindern interagiert und Strukturen erklärt.“ Constanze Weth

ist, wie Negation aufgebaut ist und wie die Pluralbildung funktioniert. Außerdem wird von angehenden Lehrern neben Kenntnissen zum deutschen, französischen und luxemburgischen Spracherwerb erwartet, den Lehrplan zu kennen, sie sollen Lerntheorien kennen, unterschiedliche Didaktiken beherrschen, sie sollen psychologische Fundierungen über das Lesen- und Schreibenlernen kennen, wissen, was familiäre Mehrsprachigkeit bedeutet und wie man Kinder zum Lesen motiviert. Das ist eine ganze Menge.

Sie plädieren dafür, Deutsch als Zweitsprache zu unterrichten und nicht als Muttersprache?

Eindeutig ja. Es ist elementar, zu wissen, wie Deutsch als Sprache funktioniert. Kinder müssen lernen, wie richtige Sätze gebildet werden, wenn sie später Deutsch als Bildungssprache im Unterricht nutzen sollen. Bei vielen Lehrern ist die Bewusstheit für Satzstrukturen eher im Französischen ausgeprägt, weil sie die Sprache als Fremdsprache gelernt haben. Im Deutschen fehlt sie ihnen, dabei bildet Deutsch als Alphabetisierungssprache die Grundlage für die Schriftsprache und ist Voraussetzung für ein Sprachbewusstsein, das absolut wesentlich für das Erlernen weiterer Sprachen und der zugrundeliegenden Regeln ist.

Was sagen Ihnen angehende Lehrer? Wo hakt es?

Manche bedauern, dass der Austausch zwischen den Zyklen nicht gut funktioniert. Nicht immer ist klar,

worauf ein nächster Zyklus aufbaut. So entstehen blinde Flecken und manch ein Lehrer behilft sich dadurch, eigene Schwerpunkte zu setzen: Weil sie wissen, dass ihnen kaum Zeit bleibt, dass Kinder nicht alle erforderlichen Sprachen gleich gut können werden, konzentrieren sie sich darauf, wenigstens Luxemburgisch zu stärken. Andere versuchen, ihre Kinder in Teilbereichen zu fördern. Wieder andere bereiten die Kinder so gut es geht auf die *Épreuves communes* vor, weil sie bei der Orientierung in die Sekundarstufe eine Schlüsselrolle spielen.

Und was ist Ihre Antwort als Ausbilderin?

Studien zeigen, dass selbst Schüler im einsprachigen System Schwierigkeiten haben, Lesen und Schreiben zu lernen. Es ist ein komplexer Lernvorgang, der komplexe Techniken verlangt. Manche können mehrere Sprachen sprechen, aber um eine Sprache „bildungssprachlich“ zu beherrschen, braucht es einen größeren Wortschatz und Kenntnisse über die jeweiligen Regeln in einer Sprache. Das braucht Zeit. Als Linguistin konzentriere ich mich darauf, angehenden Lehrern zu zeigen, wie sie Kindern die Regelmäßigkeiten von unterschiedlichen Sprachen bewusst machen können. Da gibt es in Luxemburg auch einige viel versprechende Projekte. Man muss sie nur ausbauen.

Constanze Weth ist Linguistin an der Uni Luxemburg. Sie bildet dort Grundlehrer aus und unterrichtet am Weiterbildungsinstitut Ifen in Walferdingen



Constanze Weth

Luxemburgs Schulkinder lernen Schreiben in Deutsch. Damit das klappt, müssen Lehrer einiges beachten

Deutsch-türkische Schule in Berlin

Herkunft lernen

Martin Theobald

„Meine Eltern wollen nicht, dass ich die türkische Sprache hier in Deutschland verlerne. Deshalb besuche ich diese Schule.“ So begründet eine Schülerin der Kreuzberger Azin-Nesin-Grundschule die Schulwahl ihrer Eltern. Diese möchten, dass die Kinder ihre Muttersprache, die Sprache ihrer Eltern, damit die Kultur ihrer Herkunft und der Heimat ihrer Familie, weiterlernen und manche auch überhaupt erst erlernen können. Doch dies ist nicht der einzige Grund: „In Berlin gibt es viele Türken, deshalb ist es ein Vorteil, diese Sprache zu können“, ergänzt ein anderer Schüler. „Und es ist immer gut, mehrere Sprachen zu können.“

Die Azin-Nesin-Grundschule liegt in Kreuzberg. Dies ist der Klischee-Stadtbezirk der deutschen Hauptstadt. „Oranienstraße, hier lebt der Koran, dahinten fängt die Mauer an“, sang schon Ideal, die Softpunkband der Neuen Deutschen Welle in den 1980-er-Jahren. Diese Vorstellung von dem multikulturellen Berliner Kiez mag die Vermutung nähren, dass es gerade in diesem Stadtteil eine Vielzahl an deutsch-türkischen Schulen, ob als Primär- oder weiterführende Schule, gibt. Weit gefehlt. Die Berliner Senatsverwaltung für Bildung wirbt mit dem Hinweis auf bilinguale Schule in der Stadt und verweist auf das Angebot in deutsch-englischer, deutsch-spanischer und deutsch-französischer Ausrichtung.

Doch trotz einer großen türkischsprachigen Gemeinde in Berlin, brauchte es lange Zeit und das Engagement von Eltern, bis auch ein deutsch-türkisches Angebot etabliert werden konnte. 1996 entstand die Idee zur Gründung der bilingualen, deutsch-türkischen Grundschule Aziz Nesin. Benannt nach dem türkischen Schriftsteller, ging sie aus einem türkischen Elternverein hervor, der sich zum Ziel gesetzt hatte, dass viele Kinder aus verschiedenen Kulturen und Religionen zusammen lernen und zusammenkommen. Nirgendwo geschieht das leichter, denn im gemeinsamen Schulunterricht. Die Aziz-Nesin-Grundschule ist die eine der wenigen Berliner Bildungseinrichtungen, an der in Deutsch und Türkisch von der ersten bis zur sechsten Klasse unterrichtet wird. Seit dem Schuljahr 2002/2003 können die Schülerinnen und Schüler den zweisprachigen Unterricht bis zum Abitur fortsetzen. 2009 legte die erste Projekt-klassse die Reifeprüfung ab.

Rund 380 Jungen und Mädchen besuchen derzeit die Schule in der Urbanstraße. Die meisten Kinder kommen aus Familien, in denen beide oder zumindest ein Elternteil türkisch spricht. Schüler, deren Eltern ausschließlich deutschsprachig sind, verlassen die Schule meist nach der vierten Klasse und wechseln an eine andere weiterführende Schule, weil ihnen die Fächer, die ausschließlich auf Türkisch unterrichtet werden, schwerfallen. So wird beispielsweise das Fach Sachkunde von der ersten Klasse an nur in Türkisch erteilt. Nach der vierten Stufe wird dieses Schulfach in Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften aufgeteilt und weiterhin ausschließlich in türkischer Sprache unterrichtet. Doch das Türkische zählt nicht zu denjenigen Sprachen, die sich leicht lernen lassen. Das türkische Alphabet trägt seines dazu bei, aber auch eine Alltags- und Peer-Gruppen-Kultur, die sich eher dem Englischen zuwendet, denn den Sprachen in deutsch-türkischen Familien. Die Grundschule begegnet dieser Herausforderung, in dem Kinder mit Muttersprache Deutsch in türkischsprachigen Fächern zusätzliche Hilfe bekommen, damit das Verstehen und Lernen leichter fällt.



Türkische Schulkinder malen ein Plakat

Der bilinguale Unterricht folgt seinem Anspruch: Durch den Unterricht „Türkisch als Muttersprache“ sollen die Schüler in ihrer Sprach- und Identitätsentwicklung gefördert werden. In der deutschen Sprache wird den Kindern so ermöglicht, den Anforderungen von Ober- und weiterführenden Schulen zu entsprechen, in der türkischen Sprache den Anschluss an die türkische Schriftkultur zu finden und zu bewahren. Diese beiden Ziele werden durch den sogenannten Kooperationsunterricht (Koop) erreicht, der die Entwicklung der Zweisprachigkeit koordiniert. In diesen Koop-Schulstunden unterrichten zwei Lehrkräfte gleichzeitig: die eine mit türkischer, die andere mit deutscher Muttersprache.

Neben dem Erwerb von Sprachkenntnissen soll auch ein Beitrag zur interkulturellen Erziehung und damit interkulturelle Kompetenz vermittelt werden. Dazu bietet die Grundschule neben dem Koop-Unterricht zusätzliche Arbeitsgemeinschaften „Türkisch für Deutsche“ auf freiwilliger Basis und mit Zustimmung der Eltern an. Diese werden über den Inhalt und mögliche zusätzliche Belastungen für ihre Kinder vorab informiert. Zweisprachigkeit bedeutet auch, dass die Schülerinnen und Schüler in ihrer jeweiligen Muttersprache firm sind. So gibt es bereits in der ersten Klasse für türkischsprachige Kinder Unterricht in ihrer Muttersprache, der – wie auch der Koop-Unterricht – von Muttersprachlern geleitet wird. Diese Schüler erhalten bei Bedarf auch Förderung im Deutschunterricht und individuelle Sprachförderung. Am Ende des Schuljahres gilt: Die Zensuren im Fach Türkisch sind versetzungsrelevant.

Anfangs als Beitrag zur Integration gedacht, ist in vielen Berliner Schulen das Fach Türkisch als zweite Fremdsprache auf dem Rückzug

Die Schulklassen bestehen je zur Hälfte aus Kindern deutscher Muttersprache und zur Hälfte aus Kindern mit türkischer Muttersprache. Es sind kleine Klassen. Die Lehrkräfte müssen in der zweisprachigen deutsch-türkischen Alphabetisierung wie Erziehung „hervorragende Deutschkenntnisse“ nachweisen können. Deutsch- und türkischsprachige Lehrkräfte erteilen jeweils Unterricht in ihrer Muttersprache. Auch hier gilt: die Hälfte des Unterrichts findet in Türkisch, die andere in Deutsch statt. Für die Schüler gibt es eine einjährige Probezeit, in der getestet werden kann, ob die Kinder mit den Anforderungen des Unterrichts zurechtkommen. Bis zur sechsten Klasse finden die Sprachstunden in Teilungsgruppen statt – die Größe der Schulklassen wird nochmals reduziert. Den Vorteil dessen erkennen die Schüler sofort: „Ich finde es toll, dass wir in den Fächern Mutter- und Partnersprache so wenige Kinder sind. Da kann ich besser lernen und komme auch oft dran.“ Doch der Auftrag der Schule endet nicht mit dem Gong zum Ende des Unterrichts: Die Aziz-Nesin-Grundschule ist eine Ganztagschule in gebundener Form. Bis 16 Uhr nehmen alle Kinder an der Betreuung teil. Diese ist kostenlos.

Doch die Aziz-Nesin-Grundschule ist nicht nur eine Erfolgsgeschichte. Was 1992 mit einer Unterschriftenkampagne zur Einbeziehung der muttersprachlichen Erziehung und das Recht auf muttersprachliche Bildung an den Berliner Schulen durch den Türkischen Elternverein in Berlin-Brandenburg begann, mündete in mehreren Projekten: der heutigen Aziz-Nesin-Schule sowie deutsch-türkischen Angeboten an der Kreuzberger Nürtlingen- und Neuköllner Karl-Weise-Grundschule. Projekte im Stadtbezirk Charlottenburg wurden von der damaligen christdemokratischen Regierung des Bezirks gestoppt. Doch auch in Kreuzberg stellte zunächst die Nürtlingen-Grundschule im Schuljahr 2000/2001 den bilingualen Zweig ein, wenig später auch die Karl-Weise-Schule. Dies geschah, wie der Elternverein sich selbstkritisch eingesteht, auch aufgrund eines „erheblichen Desinteresses der Eltern am zweisprachigen Unterricht“. Insgesamt war die Alphabetisierung und Erziehung in den 1990-er-Jahren an 18 Grundschulen in Berlin möglich. In den meisten Primärschulen allerdings nur bis zum Ende der zweiten Klasse, in den übrigen bis zum Ende der vierten Klasse. Davon übriggeblieben sind fünf

sogenannte Schwerpunktschulen, die bilinguale Unterricht bis zum Ende der sechsten Klassenstufe anbieten – und eben die Aziz-Nesin-Schule, die einen weiterführenden Zug im Verband der Europaschulen etabliert hat. Für die Schule ist die Gebietspflicht aufgehoben. Dies bedeutet, dass Eltern ihre Kinder zunächst in der für ihren Wohnort zuständigen Schule anmelden müssen und von dieser aufgenommen werden müssen. Dies bedeutet, dass die Schüler an der deutsch-türkischen Grundschule aus dem ganzen Stadtgebiet kommen – und kommen dürfen.

Der Türkische Elternverein ist heute weniger auf eine Ausweitung des deutsch-türkischen Angebots bemüht, sondern kämpft darum, dass das vorhandene Bildungs- und Erziehungsangebot nicht weiter eingeschränkt wird. An vielen Berliner Schulen ist das Fach Türkisch als zweite Fremdsprache im Rückzug. Besonderen Zulauf hat zurzeit hingegen die erste Islamische Grundschule Berlins. Diese staatlich anerkannte Privatschule bietet Deutsch als Zweitsprache als Unterrichtsfach sowie für Kinder der ersten bis dritten Klasse besondere Sprachförderung in Deutsch. Dabei lernen die Schüler viele neue Begriffe kennen, heißt es auf der Webseite, aber auch „die Artikel, Pronomen und Präpositionen richtig zu gebrauchen und sich in Satzbildung zu üben“. Daneben gibt es Türkisch- und Arabischunterricht für Muttersprachler. Besonderes Augenmerk liegt aber auf dem islamischen Religionsunterricht mit „Erwerb von religiösem Grundwissen, islamischer Werteerziehung und Dialogfähigkeit mit Andersdenkenden“. Letzteres ab der vierten Klasse.

